



Inhalt: Steinerner Filigranarbeit (mit Illustration). — Graziella, Composition für das Clavier. — Malmaison. — Der Weichenstein. — Der Schnupfengeist. Ein Märchen. — Liebe und Interesse. — Zur Geschichte der Etiquette (mit Illustration von Vinc. St. Verche). — Zur Zahn- und Mundpflege. (Schluß.) — Durchlaucht „Landsknecht“. — Officielle Mittheilungen des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. Bericht über das Victoriafist. — Modenbild nebst Beschreibung. — Nebus. — Charade. — Auflösungen des Nebus und des Räthfels Seite 280. — Correspondenz.

Steinerne Filigranarbeit.

Auch die Kathedrale zu Rheims, der alten Krönungsstadt, ist eine Schöpfung jener Architektur, welche vier Jahrhunderte lang geherrscht und ganz Europa mit ihren großartigen und doch uns befremdlichen Monumenten bedeckt hat: der Gothik. Der überraschendste und charakteristischste Theil dieser Kathedrale ist ihre Fassade. Sie ist, abgesehen von der Eigenthümlichkeit ihrer Verhältnisse und Formen, ganz Blumen-, Spitzen- und Bildwerk, reicher, als irgend ein anderes Kunstmal des 13. Jahrhunderts. Das Portal trägt nicht weniger, denn 550 verschiedene Statuen von Heiligen und Märtyrern, welche zwischen Blumen- und Blättergewinden in den Wölbungen sich drängen, die Giebel schmücken oder als Karyatiden verwendet sind.

Im Uebrigen wissen wir keinen bereiteren Commentar zu diesem Bilde, als was H. Laine, der ebenso begabte, als gelehrte Denker, einer der besten Köpfe des jungen Frankreichs, in seinen Vorträgen über „Philosophie der Kunst“ von dem Wesen der gothischen Baukunst sagt. Es sind diese Vorträge als Buch und zwar auch in deutscher Uebersetzung erschienen, und wir erweisen gewisslich vielen Leserinnen einen Dienst, indem wir sie auf ein geradezu classisches Werk aufmerksam machen. Wenigstens sollte man glauben, daß die Frauen, welche von jeher an den Künsten so lebhaften Antheil nahmen, über Wesen und Entstehung des Kunstwerkes gern sich unterrichten würden. Das Buch ist wissenschaftlich und doch in bestem Sinne populär. Laine versteht den Latein nicht nur zu unterrichten, sondern auch zu fesseln.

Indem Laine den engen Zusammenhang und Einklang nachweist, der den Künstler mit seinen Zeitgenossen verbindet, gelangt er zur Festlegung der Regel, daß, um ein Kunstwerk, einen Künstler, eine Gruppe von Künstlern zu verstehen, man sich deutlich den Gesamtzustand des geistigen Lebens und der Sitten derjenigen Zeit, der sie angehörten, vorzuführen habe.

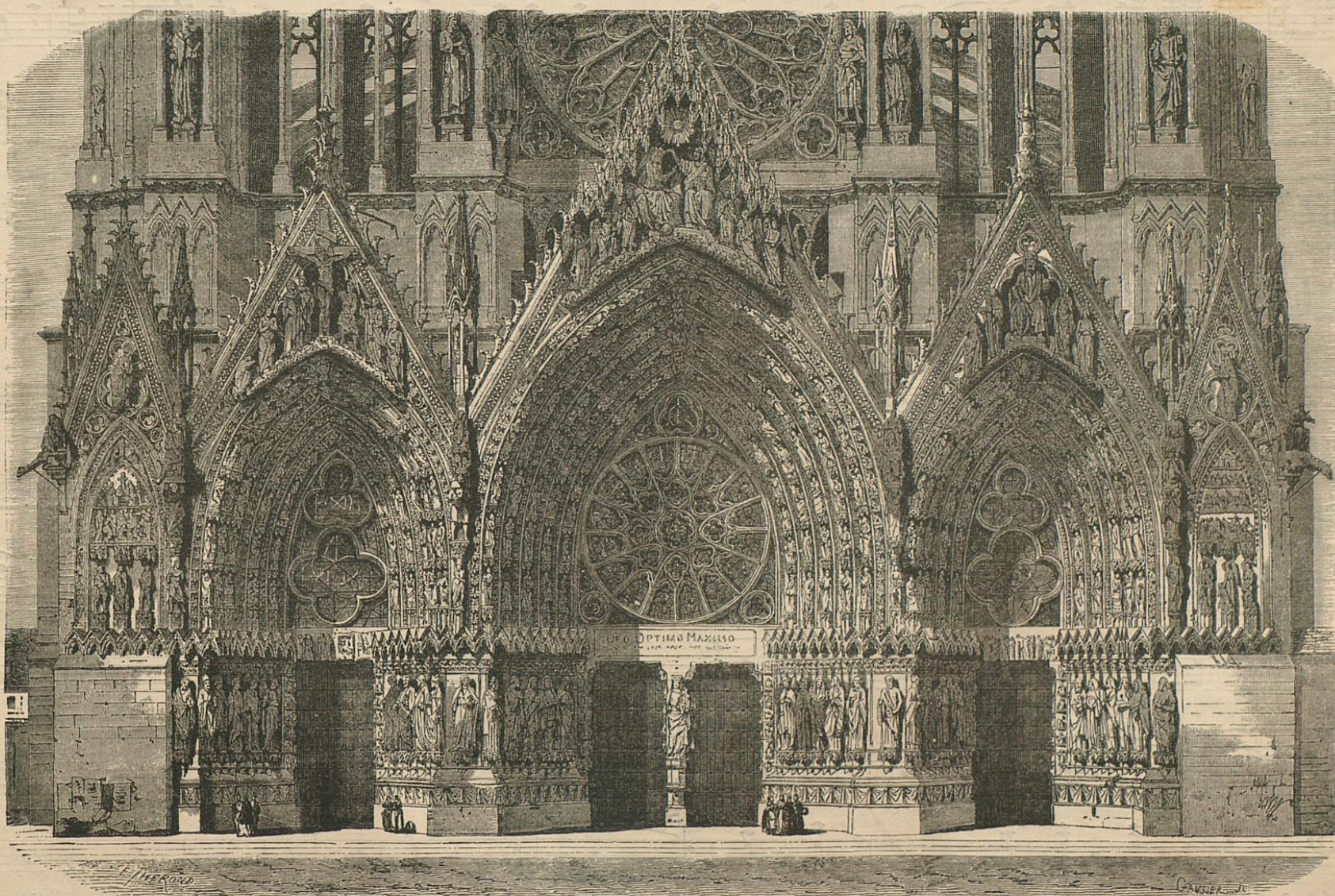
Er schildert die Zeiten nach der Völkerverwanderung, „nachdem endlich im 10. Jahrhundert die letzte Heerde ihren Stall gefunden und sich ihr Lager gemacht.“ Die barbarischen Häuptlinge, nun zu feudalen Schloßherren geworden, kriegten unter einander, plünderten die Bauern, verbrannten die Ernte, beraubten den Kaufmann und mißhandelten und mißbrauchten nach Herzenslust ihre armen Hörigen. Die Fluren lagen brach, und die Lebensmittel blieben aus. Im 11. Jahrhundert zählte man auf siebenzig Jahre vierzig Hungersjahre. Muthlosigkeit, Unlust am Leben, düstere Schwermuth waren die natürliche Folge dieser Zustände. Wenn aber die Menschen allzu unglücklich sind, so werden sie reizbar. Die in schmerzlicher Erregung lebende Empfindsamkeit findet ihre Nahrung in der Unendlichkeit des Schreckens, wie in der Unendlichkeit der Hoffnung, in der Schilderung der Feuerschlände und der ewigen Hölle, wie in der Betrachtung des strahlenden Paradieses und der unaussprechlichen Freuden.

In solcher Zeit erscheint die gothische Baukunst.

Eben wir zu, wie sich das neue Gebäude emporhebt. — Im Gegensatz zu den alten Religionen, die alle rein örtlich gewesen und immer einzelnen Kasten oder Familien angehört hatten, ist das Christenthum eine allgemeine Religion, die sich der Menge zuwendet und alle Menschen zum Heile ruft. So muß das Gebäude

nothwendiger Weise sehr geräumig und im Stande sein, die ganze Bevölkerung einer Gegend oder einer Stadt, Weiber, Kinder, Sklaven, Arbeiter und Arme ebenso gut, wie Edle und Herren, in sich aufzunehmen. Die enge Cella, die die Statue des griechischen Gottes enthalten, und die Säulenhalle, in welcher die Procession der freien Bürger Platz gefunden, genügt jener Menge nicht mehr. Sie bedarf ein außerordentlich geräumiges Mittelschiff, breite, vervielfältigte Nebenschiffe, diese durchkreuzende Querschiffe, maßlose Wölbungen, colossale Pfeiler, — und die Geschlechter von Arbeitern, die Jahrhunderte hindurch schaarweise herantreten, um hier für das Heil ihrer Seelen zu arbeiten, werden Berge abtragen, bevor sie das Gebäude vollendet.

Die Menschen, die dasselbe betreten, sind betrübt im Herzen und die Gedanken, die sie darin zu suchen kommen, sind voll Schmerzen; sie denken an dies armselige, so gequälte und stets an solchem Abgrunde hinlaufende Leben, an die Hölle und ihre Qualen ohne Maß und Ende, wie ohne Unterbrechung, an das Leiden Christi, der am Kreuze mit dem Tode rang, an das Märtyrertum der Heiligen, die von den Verfolgern gefoltert wurden. Unter solchen Eingebungen der Religion und unter dem Gewichte ihres eigenen Bangens und Zagens würde ihnen die Heiterkeit und einfache Schönheit des Tages wenig anstehen, sie verwehren dem hellen Lichte den Eingang. Das Innere des Gebäudes bleibt in düsteren und kalten Schatten gefenkt, das Tageslicht tritt nur ganz sich selbst entfremdet zu den Fenstern herein als blutiger Purpur, als ein Glanz von Amethysten und Topasen, als geheimnißvolles Glimmern von edlen Steinen und als seltsame Strahlengarbe, die aus einer Oeffnung des Paradieses herabzufließen scheint.



Portal der Kathedrale zu Rheims.

Eine so erregbare und überreizte Einbildung, wie die jener Menschen, begnügt sich auch nicht mit einfachen Formen. Die Form an und für sich genügt überhaupt und von vorn herein nicht, ihr Gefallen zu erwecken; sie muß ein Symbol sein und irgend ein hohes Mysterium bezeichnen. Das Gebäude mit seinen sich kreuzenden Schiffen erinnert an das Kreuz, an dem Christus gestorben; die Fensterrosen mit ihren Blättern von Diamanten bilden die ewige Rose, die alle die erlösten Seelen zu Blättern hat; die Dimensionen aller Theile entsprechen den heiligen Zahlen. — Auf der anderen Seite müssen die Formen vermehrt Reichthum, Seltsamkeit, Kühnheit, außerordentlicher Feinheit und maßloser Ausdehnung mit der Zügellosigkeit und den Launen der Phantasie in Einklang gesetzt werden. Solche Seelen verlangen nach lebhaften, vielfältigen, wechselnden, ungewöhnlichen und extremen

Empfindungen. Sie verwerfen die Säule, den horizontalen, quer übergelegten Tragbalken, den Rundbogen, kurz die kraftvolle Unterlage, die stets im Gleichgewicht gehaltenen Größenverhältnisse der antiken Baukunst.

Sie wählen zur Grundform nicht die einfache Rundung des Säulenbogens oder das einfache, durch Säule und Tragbalken gebildete Viereck, sondern die complicirte Verbindung zweier einander durchschneidenden krummen Linien, welche den Spitzbogen ergibt. — Sie streben nach dem Riesigen, sie bedecken eine Viertelmeile mit ihren Steinschichten, häufen die Säulen zu ungeheuren Pfeilern zusammen, führen hoch in den Lüften die Galerien hin, erheben die Gewölbe bis zum Himmel und lassen Thurm auf Thurm zu den Wolken hineinragen. — Sie übertreiben die Feinheit der Formen, umwinden die Thorbogen mit ganzen Stockwerken von klei-

nen Figürchen, umsäumen die Füllmauern mit Kleeblattgewinden, mit Giebeln und Dachtraufen, schlingen in zahllosen Windungen die Ausläufe des Fensterkreuzes zwischen dem buntschwedigen Purpur der Rosen dahin, arbeiten den Chor zu einer Spitzenstickerei aus und lassen allenthalben, über den Grabmälern, den Altären, dem Chorgiebel und den Thürmen, das Schlingwerk der verschwindend kleinen Säulen, der complicirten Torsaden, der Blattgewinde und der Statuen emporsteigen. — Man sollte meinen, sie wollen zu gleicher Zeit das Unendliche in der Größe und das Unendliche in der Kleinheit erreichen, — im selben Augenblicke den Geist von zwei Seiten her, durch das Maßlose in der Masse und durch die wunderbare Ueberfülle in den Einzelheiten, überwältigen. Offenbar aber suchen sie eine außerordentliche Empfindung, die des Erstaunens und der blendenden Ueberraschung, zu erregen.

[2499]

Graziella.

Mäßig schnell.

Einführung.

Emil Breslaur.

The musical score for 'Graziella' is written for piano and voice. It begins with an introduction marked 'Einführung.' and 'Mäßig schnell.' The score is in 2/4 time and features a key signature of one sharp (F#). The piano part includes various dynamic markings (p, mf, pp, f) and pedal markings (Ped. *). The vocal part includes lyrics: 'cre - scen - do.' and 'loco.' The score is divided into two main sections, I. and II., and concludes with a final cadence.

[2476]

Malmaison.

Wer die Geschichte Napoleon's kennt, hat auch sicher von dem Schlosse Malmaison gehört, von jenem Orte, wo die edle Josephine, die erste Kaiserin Frankreichs, einst so glücklich war und nachher so unglücklich!

Malmaison! dieser Ort des Glanzes und des Luxus, angefüllt mit den Meisterwerken der Malerei und Sculptur, mit den schönsten Blumen der alten und neuen Welt, war einst, lange vor den Tagen der schönen Kaiserin, ein Aufenthalt des Schreckens; ist doch sein unheilverkündender Name Malmaison, mauvaise maison, das schlimme Haus, ihm schon gegeben und geblieben seit den Zeiten des allgewaltigen Ministers Richelieu, der mit grausamer Strenge die eblsten Häupter des Staates unter dem Beil des Hängers fallen ließ.

Eine Epigone aus jener Zeit, die den Namen des Schlosses rechtfertigt und zu dessen Entstehung wesentlich beitrug, ist es, die wir hier in Kürze zeichnen wollen, und Josephine's Sohn Eugen Beauharnais nennen wir als denjenigen, dem diese Mittheilung zu danken ist.

Es war an einem trübem, regnerischen Tage im November des Jahres 163*, als ein einsamer Reiter, in einen langen, grauen Mantel gehüllt, von der Landstraße in den kleinen Ort Mueil einlenkte, der noch heute unmittelbar an den Park von Malmaison grenzt. Hof und Reiter schienen sich gleich sehr nach einem trocknen Dache zu sehnen, und so war es dem Reiter, wie man ihm anmerken konnte, äußerst angenehm, als er endlich die Herberge des Dorfes erreicht hatte. Sein Filzhut ohne Feder und sein schwarzes Tuchwams ohne Bänder und Spitzen, sowie sein gekleidetes Aussehen und seine gemessene Haltung bewiesen, daß er keiner der Aufholde sei, die damals so berüchtigt waren durch ihre Geschäftlichkeit, mit welcher sie Dolch und Degen zu handhaben wußten. An seinem stolzen Auge aber, an seinem kühn aufwärts gestrichenen Schnurrbart errieth man leicht, daß man es hier mit einem jener unabhängigen und rebellisch gesinnten Bürger zu thun hatte, deren Väter in den Reihen der Ligue gekämpft hatten und von der eisernen Faust Richelieu's zu Boden gedrückt waren, noch einmal in den Kämpfen der Fronde aufstehend, um dann auf immer von dem blutgetränkten Schauplatze zu verschwinden. Seine Kleidung war von dem Unwetter und dem langen Ritte, den er offenbar gemacht hatte, arg mitgenommen, und es sehr begreiflich, daß der Reiter sofort aus dem Sattel sprang, um die Thür der Herberge zu öffnen. Eine dicke Rauchwolke, aus vielen Tabakspfeifen erzeugt, schlug ihm entgegen, als er nun eintrat und dem herbeieilenden Wirth die Sorge für sein Pferd übertrug, während er für sich selbst ein solides Mittagessen bestellte und sich inzwischen ein wohnliches Zimmer erbat. Eine stämmige Magd, die den Anstömmling mit neugierigen Blicken musterte, führte ihn in eins der besseren Zimmer des Hauses, und dort trocknete er an dem schnell entzündeten Feuer des geräumigen Kamines sich selbst und seine Kleider.

Doch kurze Zeit nach dem Eintreffen dieses Fremden ließen sich aufs Neue Fußstapfen vernehmen, und ein zweiter Reiter hielt vor der Thür, der gleichfalls Unterkommen und Nahrung für sich und sein Pferd begehrte.

„Bedauere“, sagte der Wirth und zog sein Köppchen, „aber wir haben bereits so viel Zuspruch, daß ich Euch kein Zimmer zu geben im Stande bin; das einzige, welches noch leer stand, hat so eben ein Reisender bezogen, der, wie Ihr, zu Pferde anlangte und seine Mittagsmahlzeit bestellt hat.“

„Aber Ihr seht doch ein, mein Freund“, entgegnete der Fremde, „daß ich in diesem abschüchlichen Wetter nicht auf der Landstraße bleiben und unter freiem Himmel zu Mittag speisen kann. Erzeigt mir also den Gefallen und geht zu Eurem Gaste hinauf, macht ihm meine Empfehlung und fragt ihn, ob er mir gestattet wolle, Wohnung und Mahlzeit mit ihm zu theilen? Versteht sich, daß ich die Hälfte der Kosten auf meine Börse übernehme.“

Der Wirth versprach sein Möglichstes, um dem Wunsche des Herrn nachzukommen, und verschwand dann im Innern des Hauses, während der Reiter ungeduldig neben seinem Pferde stand und es mit seiner breiten Hand streichelte.

Dem Wirth erwiderte der vorher angekommene Gast in aller Höflichkeit:

„Saget dem Herrn, der Euch schickt, daß ich ihm sehr dankbar wäre, wenn er mir Gesellschaft leisten wollte, daß ich aber zugleich die Gewohnheit hätte, die Reche für diejenigen zu zahlen, welche ich einlade.“

Der Wirth machte ein sehr vergnügtes Gesicht, als er die bejahende Antwort vernahm. Ohne sich noch nöthigen zu lassen, stieg er nun die dunkle Treppe hinauf und befand sich bald dem Vorgänger gegenüber, der, die Arme über die Brust gekreuzt, ruhig den Eingetretenen anblickte und nach erfolgter Begrüßung zu sich an den Tisch lud, wo schon ein kräftiges Mahl bereit stand, das dem Wirth zu Mueil alle Ehre machte, und dem die beiden Fremdlinge denn auch alle Ehre zu Theil werden ließen.

Nicht fragten sie sich erst nach Namen und Herkunft, sondern plauderten während des Essens wie Bekannte, und manches Scherzwort würzte den guten Wein, der in ihren Gläsern funkelte. Mit der Abnahme des Weins in der Flasche nahm ihre Vertraulichkeit zu; sie unterhielten sich nun schon wie alte Freunde und bei den letzten Tropfen waren sie bereits völlig intim wie vertraute Brüder.

„Ihr habt Euch ein vortreffliches Mahl besorgt, das muß ich gestehen“, sagte der zuletzt Gekommene zu dem ersten, „und ich mach' Euch mein Compliment über Euren guten Geschmack, aber vermuthlich seid Ihr auch ein alter Bekannter des Wirthes?“

„Ja, mein.“

„Doch wahrscheinlich seid Ihr aus der Umgegend, und —“

„Ich bin zum ersten Male in diesem Landstrich und komme aus einer ziemlich weit entfernten Gegend“, erwiderte der Erste; „ich bin aus la Rochelle.“

„Aus la Rochelle!“ rief der Andere verwundert, „das ist allerdings etwas weit, aus la Rochelle! und was führt Euch einen so weiten Weg her?“

Der Gefragte leerte sein Glas vollends, setzte es auf den Tisch etwas unsanft nieder und sagte:

„Lieber Gott, eine ziemlich verdrießliche Geschichte: Ich bin von seiner Eminenz dem Cardinal hierher citirt, ohne zu wissen, zu welchem Zwecke oder warum. Aber was soll ich thun! Ihr wißt, Eminenz versteht keinen Scherz und verlangt Gehorsam.“

„Om, hm!“ machte Jener, indem er bedenklich den Kopf schüttelte, „von Sr. Eminenz dem Cardinal, sagt Ihr?“ und seine Stimme klang mehr und mehr theilnehmend, „verzeiht mir eine zweite Frage, mein Herr; habt Ihr vielleicht jemals einen ärgerlichen Vorfall mit dem Cardinal gehabt? Denkt doch ein wenig nach!“

„Niemals“, erwiderte der Andere, „und sollte es sich um eine Beschuldigung handeln, so weiß ich, daß meine Rechtfertigung weder lang noch schwierig sein wird. Man hat in la Rochelle eine heftige Satire gegen die Verwaltung und die Person Sr. Eminenz

verbreitet, in welcher verschiedene Dinge über Urbain Grandier und über ein gewisses Fräulein Marion de Lorme stehen sollen, doch weiß ich nichts Näheres, da ich die Broschüre nicht selber gelesen habe. Sie scheint jedoch dem Vater Joseph, dem Günstling des Cardinals, in die Hände gefallen zu sein, und obgleich ich in meinem Leben noch nie eine Zeile habe drucken lassen, so hat man mich doch als den Urheber dieser Schrift bezeichnet; denn wer hätte heute zu Tage nicht seine Feinde, die darauf ausgehen, Einen in Schaden und Verlegenheit zu bringen und sei es auch nur durch muthwillige Verleumdung! Ich komme nun auf den Befehl des Cardinals und hoffe, mich ohne Schwierigkeit von einer so absurden Anschuldigung reinigen zu können.“

Der Tischgenosse aber schien die Sache denn doch weniger leicht zu nehmen. Er schüttelte ernstlich den Kopf und dachte einige Augenblicke nach.

„Zu welcher Stunde seid Ihr in das Schloß befohlen?“ fragte er endlich.

„Auf sechs Uhr diesen Abend.“

„Auf sechs Uhr Abends? Mein werther Herr, da dankt' dem glücklichen Zufall, der uns beide heute zusammengeführt, und dem guten Wein da, der uns gesprächig gemacht hat. Seht, ich habe bei Eurer Einladung so meine Bedenken, denn merkwürdiger Weise bin ich genau zu derselben Stunde zum Cardinal bestellt, und das ist kein Zufall, sondern der Zweck ist, daß ich Euch dort — den Kopf abschlage!“

Der aus la Rochelle sprang empor, als ob ihn eine Schlange gestochen hätte, und das Glas entfiel seiner Hand.

„Den Kopf abschlagen?“ rief er bestürzt.

„Jawohl, Herr, wie ich sage“, bekräftigte Jener mit Nachdruck. „Gestattet mir nämlich, Euch zu sagen, wen Ihr bewirthet habt: Ich bin der Henker der Stadt Chartres, und jedes Mal, wenn der Cardinal ein heimliches Rache- oder Strafgericht vollziehen will — und ich versichere Euch, daß dies gar nicht so selten ist — bekomme ich den Befehl, mich hierher zu begeben. Was Ihr mir da nun erzählt von dem Verdacht, daß Ihr die Satire geschrieben haben sollt, die Stunde, die man Euch zum Erscheinen im Schlosse bestimmt hat, das alles deutet mir mit unläugbarer Gewißheit darauf hin, daß Ihr das heute aussersehene Opfer seid.“

Der Andere wollte antworten.

„Seid aber ohne Sorge“, fuhr jedoch der Nebenbe fort, „ich habe Euch zu sehr schätzen gelernt, als daß ich geneigt wäre, unsere junge Freundschaft auf so traurige Weise enden zu lassen; ich versichere Euch, Ihr sollt der Rache des Cardinals entkommen, und ich will mich für Eure Höflichkeit erkenntlich beweisen. Wohlan, steigt auf Euer Pferd und folgt mir; ich werde Euch führen.“

Jener, von Angst und Schrecken geschüttelt, war schnell bereit und schritt hinter dem Henker her, der ruhig die Treppe hinabstieg. Unten traten sie in das große Gastzimmer, welches mit Arquebustiers von der Wache Richelieu's angefüllt war, die ungeduldig lärmten, weil der Wirth sie alle nicht so rasch zu bedienen vermochte. So nahm er denn auch nur in aller Eile das Geld entgegen, das ihm der Bürger mit zitternder Hand zahlte, begierig, so bald als möglich aus dieser gefährlichen Nachbarschaft zu entkommen.

Schnell schwangen sich unsere beiden Helden aufs Pferd und sprengten nun quer durch den Wald dem Schlosse zu, welches sie in kurzer Zeit erreichten. Beide hatten fast kein Wort inzwischen mit einander gewechselt, jetzt aber unterbrach der Henker das Schweigen und sagte, indem er mit der Linken auf den mittleren Thurm des Schlosses deutete:

„Merkt dort den Thurm und hoch oben jenes kleine Gitterfenster an dem gewölbten Bogen, der an die Zinne stößt; man kann es nur von dieser Stelle aus sehen. Das ist der Raum, wo die vom Cardinal gesprochenen Todesurtheile ohne Aufschub sofort vollstreckt werden. Schon mehr, als Einer sah dort das Licht zum letzten Male; wenn ich mein trauriges Amt verrichtet habe, so öffnet sich eine Fallthür am Boden, der Körper des Todten stürzt von der Höhe tief hinab und fällt in eine Grube, die mit frischem Kalk angefüllt ist, so daß bald jede Spur des Geschehenen verwischt wird. Nun versteht wohl, was ich sage, und thut darnach, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Haltet Euch hier hinter dieser Hecke, die hoch und dicht genug dazu ist, verborgen; und wenn Ihr im Verlauf einer Stunde ein Licht an dem Fenster dort oben leuchtet, so ist das für Euch ein Zeichen, daß ich nicht Euretwegen zum Cardinal beschicken war. In diesem Falle könnt Ihr Euch ohne Besorgniß im Schlosse einfänden, denn Euch droht dann keine Gefahr, da Richelieu nie zwei Mal an einem Tage meine Dienste in Anspruch nimmt. Seht Ihr dagegen kein Licht zwischen den Gitterstangen dort erscheinen, so ist es auf Euch abgesehen, und dann rath' ich Euch freundschaftlich, keine Zeit zu verlieren, sondern Euer Pferd die Sporen zu geben und unter der Dunkelheit des Abends zu reiten, bis Ihr die Grenze hinter Euch habt. Dann mögt Ihr Euch aus der Ferne rechtfertigen, so viel Ihr wollt.“

„Aber, meine Anschuld —“

„Glaubt meinen Worten und thut, was ich Euch rath'e. Vor den Richtern des Cardinals gibt es keinen Unschuldigen, und ist Euer Kopf einmal fort, so schaff' ich Euch Niemand wieder zwischen die Schultern.“

Jener sah das ein und sprach dem Begleiter seinen wärmsten Dank aus, soweit ihn Angst und Schrecken zu Worte kommen ließen; dann trennten sich Beide. Der Henker erreichte bald das Schloßthor, während der Andere sich hinter der Hecke verbarg und mit athemloser Spannung seine Augen auf den verhängnißvollen Thurm gerichtet hielt, der wie ein warnendes Ausrufezeichen an dem dunklen Abendhimmel emporstarrte. Es waren fürchterliche Minuten, die der arme Mann hier verlebte, und langsam, unerträglich langsam vergingen sie ihm. Kein Licht ließ sich sehen, die ganze Stunde war endlich vorüber, und der drohende Thurm blieb dunkel. Entsetzliche Angst überkam den wartenden Reiter: also seinetwegen war wirklich der Henker gerufen worden! Jetzt gab er seinem Pferde die Sporen, und die Flucht glückte; er entkam ungefährdet über die Grenze und betrat den Boden Frankreichs nicht wieder, so lange der Cardinal lebte.

Der Tod desselben erfolgte nach wenigen Jahren, und nun kehrte unser Mann in die Heimath zurück. Sein erster Weg jedoch war nach Chartres, wo er seinen Reiter aufsuchte, um ihm jetzt besser zu danken, als er damals gekonnt hatte. In der Herberge zu Mueil aber zeigt man noch heute die Stube, in welcher jenes Mittagessen stattgefunden, und nennt sie das Zimmer de bon secours, der guten Hilfe.

Das Schloß des grausamen Cardinals hat inzwischen längst sein Aussehen geändert. Die Gefängnisse, in denen der Marschall von Marillac und so viele andere Opfer geschmachtet haben, die Räume, wo Richelieu's unbittliche Richter saßen und Bluturtheile sprachen, die Stätten, wo diese Urtheile Vollziehung fanden — sie alle sind in Stätten des Friedens verwandelt; der Name Malmaison aber, das schlimme Haus, hat sich durch alle Zeiten und alle Erschütterungen der Welt hindurch erhalten und erinnert noch heute an die dunkle Vergangenheit und ihre lichtlosen Thaten.

[2485]

Dr. A. A. Müller.

Der Weichenstein.

Wenn der Norddeutsche von einem kleinen Sommerausfluge aus dem Harze, Thüringer Walde oder dem Riesengebirge zurückgekehrt ist, und es geht an das Auspacken der Geschenke und Andenken für die Heimgebliebenen, dann findet sich unfehlbar auf dem Boden des Koffers ein unscheinbarer Felsplitter. Die Geringschätzung, mit der sich die neugierigen Zuschauer erkundigen: Was ist das? Bescheidene Anfänge einer Mineraliensammlung? verwandelt sich bald in das wärmste Interesse für das Steinstück mit dem rothfarbenen Anfluge, wenn der Frager die Eigenschaft desselben, beim leisen Anhauchen lieblich nach Weichen zu duften, erfahren hat. Wir müßten ja die altdeutsche Vorliebe für das frühe Weichen verleugnen, wenn wir den Stein verachten wollten, der uns mitten im Winter mit seinem Frühlingshauche erquickt.

Holtei, in seiner gemüthvollen, zum Herzen sprechenden Dichtungsart, hat uns den Ursprung der „Weichensteine“ verrathen. Ein armes schlesisches Hirtenmädchen! auf der „Kuppe“ hatte sich in einen braunen böhmischen Hirten verliebt. Aber der Vater mochte ihn nicht zum Ehemann haben, weil er seine Tochter schon früher einem alten heimtückischen Laboranten zur Frau versprochen hatte. Da sitzt nun das arme verlassene Mädchen auf dem tauben Gestein und weint unaufhörlich, so daß die Thänen aus ihren treuerzigen „Weichenogen“ über die Felsen rinnen:

Die Steine wern su uft beneht
Dun ihren theeren Zähren,
Dass se nu wecklich uf de Legt'
Zu Weichensteinen weren.
Woost wie Wälden,
Woost wie Wälden uf dem Steen!
's reucht nur mounbernscheene.

Der Gebirgsführer, welcher den Reisenden auf die wohlriechenden Steine aufmerksam macht, fühlt sich der allgemeinen Volksaufklärung zu Lieb' gedrungen, belehrend hinzuzusetzen, daß es nicht etwa der Stein selbst sei, welcher so süß duftet, sondern das bräunliche Moos, welches darauf wächst. Der gemeine Mann versteht unter „Moos“ Alles, was da draußen wächst und nicht unter die Begriffe Baum, Kraut, Strauch, Gras, Blume und Pilz unterzubringen ist, besonders wenn es sich auf Fels, Baum, Dach, Holzwand u. s. w. ansiedelt. Das ganze Reich der grünen, gelben, braunen und schwarzen Holz- und Steinflechten rechnet er ebensowohl zu den Moosen, wie die grünen Algenfäden am Boden und im Wasser. Doch halt, es ist eigentlich ein schlecht gewählter Anlaß, über die pauschweisen Volksclassificationen zu reden, da die Gelehrten selber lange Zeit nicht gewußt haben, in welcher Gegend des Gewächsreiches sie das sogenannte „Weichenmoos“ unterbringen sollten. Vater Linné rechnete es zu den Schimmelpilzen (Byssus Jolithus). Sein Schüler Achard glaubte, es besser zu machen, und stellte es zu der Steinflechtengattung Lepraia. Nachdem die Botaniker Perfoon, Willmyn und Sprengel es richtiger unter die Fadenalgen verlegt und — vor Allem — Jeder ihm einen andern lateinischen Namen beigelegt, gelangte es zum dritten Male in die Hand eines Schweden, des berühmten Algenforschers Agardh. Derselbe betrachtete es als Lustalge, und gab ihr den Namen Chroolepus Jolithus, womit glücklicherweise die späteren Botaniker einverstanden geblieben sind. Man ersieht hieraus, daß es keineswegs immer so ganz einfach ist, die richtige Stellung eines Naturkörpers im System zu bestimmen.

Die Weichenalge, wie wir sie nunmehr nennen, hätte wohl eher den Weg zu ihren Anverwandten gefunden, wenn sie nicht auf trockenem Gestein lebte, während die übrigen Angehörigen ihrer großen und formenreichen Familie fast Alle im Wasser oder doch auf feuchter Erde zu treffen sind. In Lebensart und Wesen gleicht unsere Lustalge ganz jenem staubförmigen dünnen Ueberzuge, der die Wetterseite der Raine und der Stämme unserer Wälder und Parthäume überzieht, und welcher im nebelreichen Frühjahr und Herbst freudig grün aufleuchtet, daß man fast glaubt, junges Laub zwischen den Stämmen zu sehen. Auch dies ist eine Lustalge und wie sie sich lebhaft entwickelt in den Regenschauern der unschönen Jahreszeit, so gedeiht auch die Weichenalge hauptsächlich durch die feuchten Nebel, welche einen großen Theil des Jahres ihre hochgelegenen Wohnorte umhüllen. Beide gehören zu jenen Pionieren der Pflanzenwelt, welche ohne besondere Ansprüche an den Boden, welchen sie mit Leben überziehen, nur ein wenig feuchte Luft zu ihrem Dasein brauchen. Sie sinken in Schlummer, so lange jene mangelt, und erwachen mit ihrem Wiederkommen zu neuem Leben, um schließlich nach dem wirklichen Absterben einen kleinen Mobergrund zu hinterlassen, auf welchem nun auch etwas höher entwickelte Gewächse gedeihen. Die Weichenalge lebt auf unseren norddeutschen Gebirgen in einer Höhe von etwa 2000 bis 5000 Fuß, ohne Wahl in dem Gestein, welches sich ihr als Grundboden bietet; denn man hat sie auf Granit, Porphyre, Grauwacke und selbst auf Kalkgestein gefunden. Im Thüringer Walde, ihrem niedrigsten Fundorte, ist sie weniger entwickelt, kräftiger im Harze und am schönsten im Riesengebirge.

Wenn man den farbigen Ueberzug vom Steine abschabt und ihn im Wasser zertheilt unter dem Mikroskope betrachtet, so gewahrt man eine zwar einfache, aber sehr zierliche Bildung. Die Weichenalge erscheint dann als ein kleiner Rasen oder ein Gewirre verzweigter Fäden, die aus einfachen Reihen eiförmiger Zellen, perlschnurartig aneinandergereiht, bestehen, und hier und da einen Zweig ausbilden. Diese Zellen enthalten einen lebhaft rothrothen Farbstoff, dem das Gewächs seinen heutigen wissenschaftlichen Namen (Chroolepus heißt Farbenschorf) verdankt, welcher aber beim Trocknen in eine mehr schwachgrüne Färbung übergeht. Wie die meisten niedern Gewächse, pflanzt sich die Weichenalge durch eine Art Keimzellen (Sporen) fort, die zum Theil die ausgezeichnete Eigenschaft besitzen, vermöge kleiner Haarwimpern so lebhaft in der feuchten Umgebung umherzuschwärmen, daß jeder Uneingeweihte ein lebendes Thier in ihnen erblicken würde. So viel von Leben und Gestalt dieses einfachen Gewächses, dessen genauere Beschreibung hier nicht gesucht werden wird.

[2500]

Ernst Krause.

Der Schnupfengeist.

Ein Märchen.

Ehe man noch wußte, was gut oder böse sei, lebte der Schnupfengeist im Himmel. Er war aber immer ein finsterner Gesell, und die Engel waren ihm wenig freund. Wenn er ankam, blies ein kalter Wind vor ihm her, und scharfe Zugluft umgab ihn. Und die Engel brauchten ihn nur anzusehen, war ihre gute Laune fort. Er hatte aber auch gar kein freundliches Aussehen, denn er war gelblich ganz und gar aus einer dunstgrauen Wolke, hatte einen Bart von tausend und noch mehr Eiszapfen, selbst mitten im Sommer, und am Hals eine gluthfarbene, dicke Binde von Abend-

roth und da alle Geister im Himmel, um die Schönheit und Freudigkeit des dortigen Lebens anzuzeigen, einen Kranz auf dem Kopfe tragen, bald von Rosen, bald von Lilien, Veilchen oder Maiblumen, so hatte auch der Schnupfengeist einen Kranz auf, aber — der war von dampfenden gebratenen Aepfeln! Nun lebte er schon seit geraumer Zeit in dem Himmel, jedoch hatte er noch kein einziges Mal gelacht, und daher wollte auch Niemand mit ihm sprechen, sondern, sobald er sich zeigte, flohen die Engel. Er aber wurde darob immer finsterner und im Jörn über die Engel drang er ihnen seine eifige Gesellschaft auf. Da sah denn der Herrgott mit Verwunderung, wie die Engel bald die Bäden, bald die Stürne verbunden hatten, hörte, daß sie viel nießen mußten, heißer waren und durch die Nase sprachen.

„Was ist denn das mit Euch?“ sprach der Herrgott, „ich habe ja hier ein wahres Lazareth!“ „O“, erwiederten die Engel, „der böse Schnupfengeist ist schuld! So wie er uns begegnet, sind wir krank, und er gibt sich Mühe, uns recht oft zu begegnen.“

Da erhob der himmlische Vater seine Stimme und rief den Schnupfengeist herbei, damit er sich verantworten möchte. Das Ende war: er wurde aus dem Himmel verbannt. Mit brummigem Lachen ging der Geist fort, und das Thor des Himmels fiel hinter ihm zu.

Als er nun draußen war, besann er sich: „Wo gehe ich jetzt hin?“ Er sah unten die Erde und, ohne lange nachzugrübeln, dachte er: „Na! jetzt will ich da unten leben.“ Er flog also hinab, immerzu, immerzu, und erreichte die Erde. — Da kehrte er bald in diesem Hause ein, bald in jenem, bald im Dorfe, bald in der Stadt; doch nirgend, wo er sich zeigte, hieß man ihn willkommen. „Hol dich der Henker!“ rief der Kaufmann, der beim Bude saß und rechnete, wenn der düstere Geist sich bei ihm blicken ließ. — „Du nichtswürdiger Gast!“ rief die sonst sanfte Stickerin und nießte, sobald er bei ihr ins Zimmer trat. — Mit lautem Weinen und Schreien empfingen ihn die Kinder und wollten mit den Füßen nach ihm stoßen. — Was aber dem Geist das Unangenehmste war: wenn er irgendwo nicht bald weichen wollte, so kochte man Kamillenthee und sog dessen Dampf ein, den der Geist gar nicht riechen konnte, oder man trant Fliederthee zum Schwitzen, was ihm geradezu ein Greuel war, oder man machte heiße Umschläge mit gewärmten Tüchern, die dem Geiste auch unerträglich waren, weil er Furcht hatte, sein Bart schmelze, und unbärtig wollte er nicht gern erscheinen. Endlich sah der Schnupfengeist ein, daß auch auf Erden kein Weibchen mehr für ihn wäre. Aber wo nun hin? — „Nun“, dachte er, „dann bleibe ich gar nicht! Das heißt, ich treibe mich zwischen Himmel und Erde umher.“ So that er auch; er flog von der Erde fort und schwebte frei in der Luft. Doch seine Lücken konnte er nicht lassen; bald also kehrte er unten auf der Erde ein, bald suchte er durch die Himmelspforte sich zu stellen; indeß, dort oben war man sehr aufmerksam, dafür gab es aber um so mehr Unachtsame auf der Erde.

An und für sich jedoch war der Schnupfengeist gar nicht so böse; nur weil man ihn überall hatte und von sich stieß, wurde er solch eine Plage für Menschen, Thiere und sogar für Engel.

Wie nun aber das böseste Wesen ein Herz hat, das heißt, einen guten Funken in sich, so hatte auch der Schnupfengeist ein verborgenes edles Gefühl und nicht etwa ein Herz von Eis. Ich weiß das; ich bin mit ihm wohl bekannt. Mich besucht der düstere Geist sehr oft. Wir sind so zu sagen befreundet mit einander, und da hat mir der Schnupfengeist einmal heimlich, ganz heimlich Etwas aus seinem Innern anvertraut. Ja, meine Lieben, zu Poeten hat selbst der Schnupfen Vertrauen und enthüllt ihnen sein rauhes Herz. Der Dichter sieht selbst beim verstöcktesten Schnupfen eine milde, warme Thräne, wie ich Ihnen gleich durch meine Erzählung beweisen werde.

Es war in einer kleinen Stadt. Dort lebten Mann, Frau und auch eine schöne Tochter in einem kleinen, netten Häuschen. Der Vater war ein guter Mann, aber etwas heftig und streng, die Mutter eine stille Frau, die ihre Hausgeschäfte besorgte; die Tochter nur war sehr schön, sehr still und sehr gut. — Schon lange hatte sie im Geheimen, ganz im Geheimen einen armen Verwandten lieb, der in ihrem Elternhaus lebte und mit ihr aufgezogen war. Der Vetter, ein blonder schöner Junge, hatte sein Mühnchen ebenfalls sehr lieb, auch ganz im Geheimen, und sagte keinem Menschen Etwas davon, nur dem Traumgott und da selbst wurde er roth dabei. Elisabeth aber sagte es selbst dem Traumgott nicht.

In dieses Haus nun kehrte der böse Schnupfengeist ein, ihm behagte die Stille und der Friede dort nicht, und er dachte: „Ich will Euch ein wenig in Bewegung bringen!“

Zuerst also spürte ihn der Vater. Der ward höchst ärgerlich, zankte den ganzen Tag und legte sein Taschentuch nicht aus der Hand. — Abends, als die Tochter zur Ruhe gehen wollte, gab sie dem Vater, nach täglicher Gewohnheit, einen Kuß. — „Halt“, dachte der Schnupfengeist, „die liebste“, und schon am nächsten Morgen zeigte auch die Tochter böse Spuren von der Sorglosigkeit des unholben Gastes. Aber still ertrug sie es, ohne eine Klage, ohne eine Verwünschung.

„Das ist doch merkwürdig“, überlegte der Geist. Er beobachtete das Mädchen längere Zeit, dann rief er aus: „Das erste Mal, daß man mich nicht verwünscht, ja, daß man mich sogar geduldig und mit einer gewissen Freundlichkeit aufnimmt!“ Eine große Thräne rann über seine Wange und schmolz einen Eiszapfen vom Barte herunter. „Dem Mädchen will ich wohl thun“, sagte er weiter bei sich.

Er schaute in ihr Herz; denn er stammte ja aus dem Himmel und konnte das leicht, und bemerkte dort bald die schöne, stille Liebe zu Vetter Richard. Sogleich war sein Plan gemacht.

Er hatte gehört, wie der Vater am Morgen zur Tochter sprach: „Nun hast Du auch den Schnupfen, das hat der Kuß von gestern Abend gemacht. — Ja! ja! man mag sagen, was man will, das Küssen überträgt doch den Schnupfen auf den Andern. Doch! doch! ganz gewiß, und wenn alle Aerzte der Welt behaupten, es ist nicht wahr — hier ist das Beispiel, das lebende Beispiel vor meinen Augen, meine eigene Tochter!“

Diese Worte überdachte der Schnupfengeist und ging sofort ans Werk. Er gab dem Richard in der Nacht einen Kuß, und dieser bekam davon einen so furchtbaren Schnupfen, daß ihm das Wasser nur so aus den Augen lief.

„Woher hast denn Du den furchtbaren Schnupfen?“ fragte ihn am Tage der Oheim.

„Das weiß ich wirklich nicht“, antwortete bescheiden Richard.

„Du weißt es gewiß; Du wirst ja roth! Du willst es mir nur nicht sagen; — hat Dich etwa nicht Elisabeth geküßt?“

„Nein!“ betheuerte Richard und wurde roth wie eine Purpurose.

Jetzt mußte die Tochter kommen — aber auch sie verneinte bescheidenlich, verschämte die Weinung des Vaters; — aber auch sie wurde roth, und ihr Herz klopfte so, daß der Vater es merkte.

„Ich glaube Euch allen Beiden nicht. Ihr habt Euch geküßt; Ihr müßt sagen, was Ihr wollt, Ihr habt Euch geküßt; der Schnupfen ist der Verräther; er bringt es ans Tageslicht. — Sagt einmal, habt Ihr Euch etwa nicht geküßt?“

Beide schwiegen, denn sie wollten nicht lügen und schämten sich doch auch, die Wahrheit zu sagen.

„Die Wahrheit! die Wahrheit!“ rief der Vater, „die reine Wahrheit will ich hören!“

Da endlich gestanden sie, daß sie sich wohl sehr lieb hätten.

„Nun seht Ihr“, sagte der Vater, „ich habe Recht: Ihr habt Euch geküßt, heimlich; heimlich; Heimlichkeiten will ich aber nicht, die taugen nicht. Wenn Ihr Euch küssen wollt, thut es in meiner und Aller Gegenwart, nur nicht heimlich, nur nicht heimlich. — Macht mal jetzt gleich den Anfang!“

Da schämten sich die Beiden noch mehr, aber der Vater bestand darauf, und sie mußten es thun, und sie küßten sich noch öfter, und alle Leute wußten nun, der Richard ist der Bräutigam der Elise, und Elise die Braut Richard's, und nach einem Jahre sagten die Leute: jetzt sind sie verheirathet, die Elise mit dem Richard.

Diese Geschichte ist gewiß wahr, der Schnupfengeist hat sie mir erzählt mit seinem eigenen Munde, er hat sie mir betheuert mit der Hand auf dem Herzen, und ich als Dichter, der bei Allem das Edle und Schöne herausfinden muß und es verkünden, ich habe sie niedergeschrieben, um meinen Freund vor der Welt zu rechtfertigen, um den Menschen zu zeigen, daß der Schnupfengeist doch kein grausames, herzloses Ungeheuer. — Der Schnupfengeist ist mir aber auch dafür dankbar, er hat mir von seinem Kranze einen Bratapfel gegeben, an dem ich mir im Winter die Hände wärmen kann, und ich habe an die leere Stelle eine Blume ihm eingeflochten, die heißt Passionsblume, und er trägt sie mit stiller Wehmuth.

[2496]

Rosenthal-Bonin.

Liebe und Interesse.

„Es ist traurig, daß meine Nichte ihren Mann verloren hat, dies Ehepaar interessirte sich für einander!“ sagte einst eine alte, weltkluge Dame, welche früher in der Diplomatie eine Rolle gespielt hatte. Dieses Wort, so überraschend es klingt, enthält eine große Wahrheit. Ein bleibendes Verhältniß des Menschen zum Menschen kann ohne gegenseitiges Interesse weder von Bedeutung, noch zum Segen werden. Ich meine nicht jenes unfreie, herkömmliche Interesse, das Eltern an Kinder, die Gattin an den Gatten, die Freundin an die Freundin bindet, nein, ein freies, hingebendes Eingehen, nicht nur in das äußere Wohl und Wehe des Andern, ein Mitleben seiner Neigungen und Seelenzustände. Es gibt unzählige tadellose Mütter und Frauen, denen ihres Pflicht eine Bürde, die Gemeinsamkeit eine Einschränkung ihrer Freiheit und Willenskraft ist — arme Sclavinnen, die keinen Ersatz für ihre täglichen Opfer finden, als das Nebenhergehen von dem eigenen Verdienst! Ihr häusliches Interesse ist immer nur die eiserne Fessel der Nothwendigkeit — sie sind es nicht, trotz ihres guten Willens, von denen gelungen wird „sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben!“ „Daß Du die Rose hast, das merkst Du erst am Dorn!“ sagt ein anderer Dichter, aber wenn nun der Dorn ohne die rasch verweltete Rose allein zurückbleibt? — Eigenthümliche Vergleichen kann man darüber anstellen, wie verschiedene Schriftsteller „das Walten der Liebe“ verschieden sich ausmalen, wie Einer nach dem tiefsten, idealsten gegenseitigen Verhältniß ringt und nach stets neuen Anklängen dieses Verhältnisses im wechselseitigen geistigen Interesse, ein Anderer dagegen rein impulsiv dem Eindrucke folgt, den das Herz durch das Auge empfängt. — Schleiermacher sagt: „Das Erste in der Liebe ist der Sinn für einander.“ Bürger singt:

„Dum Lieb' ist wohl wie Wind im Meer;
Sein Saufen Ihr wohl hört
Allein Ihr wisset nicht, woher,
Wißt nicht, wohin er fährt!“

Daran schließt sich Dante in unendlicher, selbstloser Hingabe:

„Dem Hauch der Liebe lausch' ich sinnend;
Was sie mir vorpricht, nehm' ich wahr
Und schreib' es nach, Nichts aus mir selbst ersinnend!“

Nach Bulwer ist „Liebe der einzige Zustand menschlichen Seins, der zugleich tiefster Seelenruhe und höchsten Entzückens fähig erscheint“, und „die Verschmelzung zweier Seelen, entkleidet vom Staube.“

Heinrich Heine denkt an keine Verschmelzung:

„Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturmwind, Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle in seiner Tiefe ruht!“

Ja freilich, aber er nimmt sich weder die Zeit, diese schönen Perlen zu fischen, noch hat er Beständigkeit genug, sie in Treue gefaßt zu verschonen. — Wiß Muloß, die Verfasserin des „John Halifax“, hält ernste Prüfung unserer Gefühle für unerlässlich: „Ich denke oft, alle Liebe und Freundschaft bedürfe eines dreitägigen Begräbnisses, um der unsterblichen Treue sicher zu sein!“

B. Bischof meint: „Ohne Liebe sind wir Anderen Nichts — aber auch uns selbst Nichts!“ Leider nur zu wahr, es gibt Menschen, die in unverzeihlicher Trägheit sogar für ihr eigenes Ich, für die Veredelung ihres Selbst kein Interesse offenbaren; was kann von denen ein Anderer erwarten?

Gesefiel zieht das Interesse des Gefühls der Leidenschaft vor: „Große Passionen machen dünn, kleine Liaisons geben Geist!“ Goethe setzt das eingehende Interesse des Menschen am Menschen jeder irdischen Erkenntniß voran: „Der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste und sollte ihn vielleicht ganz allein interessiren; alles Andere, was uns umgibt, ist entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, dessen wir uns bedienen!“ — Welch einen Quell von Verständnis, Gerechtigkeit und Nächstenliebe erweckt diese Ansicht mit ihren Konsequenzen! Und Goethe sagt auch: „Die Liebe, mit der ein Anderer geliebt wird, ist mir beinahe noch reizender, als die, mit der ich selbst geliebt werden könnte — ich sehe die Kraft, die Gewalt eines schönen Herzens, ohne daß Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt!“

Ueber Gegenfäße, wie sie das Leben im nahen Verkehr mit Anderen bringt, sagt Grünhain: „Ausgeglichenene Gegenfäße machen, abgesehen von der sittlichen Schönheit, die ihnen zu Grunde liegt, einen Charakter interessant, zuweilen groß! Unausgeglichenene machen ihn launenhaft, unzuverlässig, unberechenbar, selbst in seinen guten Neigungen!“

Pope stellt die Selbstliebe der Nächstenliebe gegenüber, deren ärgste Feindin sie freilich ist: „Eigenliebe würde ein unerlässliches Prinzip für Jedermann sein, wenn sie den Maßstab seiner Liebe zu dem Nächsten abgäbe!“

Von einem Schriftsteller aus dem Anfang dieses Jahrhun-

berts rühren die Worte her: „Die beiden Geschlechter glauben sich immer zu verstehen, wo sie sich derselben Worte bedienen, und doch ist das nur selten der Fall!“

Mosen sang:

„O wer die Pflicht ausübt mit dem Gefühle,
Der war ein neuer Heiland dieser Welt.“

Neben dem anscheinend Unerreichbaren zeigt ein anderer Dichter, Halm, die Liebe wieder so wahr und einfach, als nur zu denken möglich. Auch hier überwiegt das gegenseitige Interesse:

„Zwei Seelen und ein Gedanke!
Zwei Herzen und ein Schlag!“

Und wann ist Lieb' am reinsten?
Die ihrer selbst vergißt!“

ertönt die Antwort, und als Erklärung, welcher Art dieses Selbstvergeßens sei:

„Und wann ist Lieb' am reichsten?
Das ist sie, wenn sie gibt!“

Dieses Geben ist kein flüchtiges und kein geringes, nein:

„Im selben Maß Du willst empfangen, mußt Du geben;
Willst Du ein ganzes Herz, so gib ein ganzes Leben!“

ruft der Lieblingsdichter der sinnigen Frauen. Eine der schönsten Freiligrath'schen Dichtungen gibt in zwei Versen gleichsam den Ariadne-Faden für die Pilgerfahrt des Menschenherzens, bei der es gilt, das Höchste zu erringen, Herzenglück, oder das Schwerste zu ertragen, Herzenskummer; er bittet:

„O Lieb' so lang Du lieben kannst!“

Calderon nennt die Liebe: „den Gast der Seele.“ Es hängt von demjenigen, bei welchem dieser Gast einzieht, ab, wie viel oder wie wenig Heilmathrecht und geistliche Lebenslust er ihm einräume! Jedenfalls sollen Herz und Seele gemeinsam theilhaftig sein; einerlei, ob Auge oder Ohr zuerst gefesselt wurden, ob wir uns fragen: Ist die Liebe des Herzens eine Ahnung der Seele? oder folgt die Seele dem ahnenden Herzen? *)

Jehtausend Schreiber schreiben's nicht in einem ganzen Jahr, was schon Alles über die Liebe gesagt ist, und doch wird Nichts öfter und trauriger mißverstanden, als eben die Wahl unseres Herzens. Mißverstanden; denn in der Brust der Frau, vor Allen der deutschen Frau, steht es von der Hand der Natur in unaussprechlichen Buchstaben geschrieben: Halte aus, dulde, beglücke! Schon Tacitus, der doch das Beispiel treuer, edler Frauen seines Landes, eine Lucretia, eine Arria, eine Octavia vor Augen haben mußte, ruft bewundernd: „Die deutsche Frau kann nur einen Mann haben, wie sie nur eine Seele hat und einen Körper!“

Wahrlich, Thunelba, die sich dem Schicksale ihres heldenhaften Gatten untrennbar vereint, hat unzählige Nachfolgerinnen durch alle Zeiten gehabt. Keines Volkes Vergangenheit kann so viele fromme und heroische Tüftinnen aufweisen, als des deutschen; wir erinnern an die Gemahlin Kaiser Heinrich's IV., Bertha, welche ihn auf der gefährlichen Reise nach Canossa über die Alpen mit ihrem dreijährigen Sohne begleitete, jede Entbehrung geduldig ertragend, da wo ihre Füße den Dienst versagten, auf Hindshäuten über die Alpenpässe schleppte.

Das eigentliche Wesen der echten Frau ist Treue, ohne Treue ist die Liebe ein Blüthenzweig ohne Wurzel. Eine halbe, bedingungslose Liebe und Treue ist schon nicht mehr dieses Namens werth. Die volle, ganze Liebe fühlt eine unbegrenzte Kraft in sich, das Geliebte zu halten, zu stützen, zu retten.

„Liebe“, sagt Fanny Kewald, „umschließt das Wesen eines Menschen wie es vor uns hintritt mit Mängeln und Eigenschaften, mit Tugenden und Lasten, mit Schönheit und Gebrechen, denn sie ist eben die Liebe, ein göttliches Ergänzen!“ Die Liebe ist so allseitig, so reich, daß sie selbst den Lärm, den sie Leid brachte. „Der Stolz, verklärt vom Schmerz der Liebe, ist ein Weiße-Augenblick des Menschen, wo er am größten erscheint, auch ohne zu triumphiren!“ sagt Gutzkow.

Jean Paul, der mehr über das Herz und seine Welt nachdachte und schrieb, als irgend ein deutscher Autor, unterscheidet die Gefühlsliebe von der Gemüthsiebe mit solcher Strenge, daß er den Mangel eines tieferen, fesselnden Interesses (z. B. bei Babette in Titan), wie eine tragische Schuld, zu dem Unglück des guten, einfachen Mädchens führen läßt.

Wer da sagt: „Ich liebe“ und erfährt nicht die weltumfassende Tragweite dieses Wortes, der täuscht sich über sein Gefühl. „Alles gefühlt zu haben, das ist der Reichthum des Lebens, Alles was ein liebendes Herz bewegen kann — gleichviel wie und was!“ (Schleiermacher.)

Sogar die Neuseeländer haben in ihrer Weise dem Gefühle in einem Sprichwort poetisch gehuldigt: „Man kennt die Ecken des Hauses, aber nicht die Ecken des Herzens.“

Die Frau, welche sich beklagt, keinen Einfluß auf ihren Mann zu haben, gibt sich das Zeugniß, seinen Interessen fremd geblieben zu sein.

„Durch die Hand der Frauen schreibt die Natur auf die Herzen der Männer“ (Sheridan), aber die Frau Sorge, daß diese Handschrift leserlich sei! Rousseau nimmt die Stellung der Frauen als culturhistorischen Barometer: „Je verdorbener ein Zeitalter, desto mehr Verachtung der Frauen.“ Annähernd gibt dieser Ausspruch auch dem Einzelnen. Kein Zeitalter war aber so verdorben, daß nicht edle Frauenfüße und Frauentreue ihm Achtung abgezwungen hätte. Das tiefe Verständnis und weitestest Auffassen der Treue bildet die unantastbare Macht der Frau. Eine jede wünscht diese Macht zu üben, aber dieselbe will, gleich der edlen Perle mühsam von dem Grunde der Fluth emporgeholt werden. Prüfe die tiefsten Tiefen des Dir vereinten Herzens, fessele es mit jedem Blick, jedem Wort an das Beste, was in Dir lebt, endlich wird ein Ankerplatz auch in dem verhärteten Gefühl, in dem Flußlande des Egoismus gefunden werden; wenn hundert Fäden rissen, einmal wird doch einer binden und fesseln, der sich zum Bande flechten läßt. Und welches Band wäre unzerrissbarer, als das kluge, ehrliche Sanftmuth? „Herz, sei wie ein stilles Meer!“ (Hamann.)

Schiller liebte die Minnesänger nicht; sein Urtheil über dieselben läßt sich sehr wohl auf jenes kindliche Wohlgefallen ausdehnen, welches leichtes Gemüth gern „Liebe“ nennen. Er sagt: „Die Ideen der Minnesänger, blaue Luft, grüne Hecken, Sang und ein Liebchen hätten auch in dem Kopfe eines Spagen Platz!“ — Prüfen wir also Kopf und Herz, ob sie tiefere, als — Sperlings-Interessen umfassen.]

[2479]

E. v. Dinklage.

*) Anm. der Red. Wir gesehen, daß uns für diese feinen Unterscheidungen das Verständnis fehlt.



Zur Geschichte der Etiquette

Die Etiquette ist das Ceremoniel der Höfe. Wo das Hofleben noch einfach war oder gar nicht bestand, gab es keine Etiquette. Die Prinzessinnen Homer's holen Wasser, spinnen und besorgen das Haus, sogar der Völkerrüst Agamemnon kleidet sich ohne Kammerdiener ganz allein an, und Achilles bereitet in höchst eigener Person das Essen für die Gesandten des Oberkönigs. Wir wollen selbstverständlich keineswegs behaupten, daß jene „homerischen“ Zustände für alle Zeiten hätten dauern sollen oder können. Den Fürsten steht auch äußere Würde und äußerer Glanz gar wohl an. Nicht also etwa gegen die Etiquette richtet sich das Folgende, sondern gegen gewisse Uebertreibungen derselben in vergangenen Zeiten. Was wir von der Etiquette überhaupt denken und halten, haben wir ja in dem Aufsatze „Frau Etiquette“, Seite 112 v. J., klarlich dargelegt.

Von Karl dem Großen, der einer halben Welt Geseke gab und sich nebenbei um die Eier seiner Meierhöfe kümmerte, erzählen uns die Geschichtschreiber, daß seine eigenen Töchter ihm die Kleider anfertigen mußten. Karl der Kahle und seine Nachfolger dagegen glaubten der Ceremonien und Formen zu bedürfen. Unter den sächsischen Kaisern finden wir schon ein sehr detaillirtes, von den Byzantinern entlehntes Hofceremoniel; Diocletian, Constantin und Justinian hatten es ausgebildet, namentlich Constantin Porphyrogenetos, der eigenhändig einen Coder der Hofetiquette verfaßte. Veranlassung dazu war wohl die Vermählung Kaiser Otto's II. mit Theophano, Tochter des Kaisers Nicephoros von Byzanz gewesen. Von dem Sprößling dieser Ehe, dem jugendlichen, thatendurstigen Otto III., sagen seine Biographen, daß er, Rom wieder zur Kaiserresidenz erhebend, in seinem Palaste auf dem Aventin sich mit demselben steifen Prunk und Pomp umgab, der am Hofe zu Constantinopel herrschte. Seine Tracht war die auffälligste: bald umging ihn ein weiter Mantel, den Darstellungen aus der Apokalypse zierte, bald ein solcher mit den Bildern des Thierkreises; bis auf die Handschuhe war Alles fest bestimmt und geordnet. Er speiste, abgesondert von den Hofleuten, an einer erhöhten Tafel. Der Eintritt zu ihm erfolgte in der feierlichsten Weise, er beanspruchte die tiefste Devotion von seinen Völkern und die Anrede: Kaiser aller Kaiser. Eine endlose Schaar von Hof-, Staats- und Heeresbeamten umgab ihn. Die leeren Schattenbilder der römischen Consuln und des römischen Senats wurden aus der Nacht der Vergessenheit wieder ans Tageslicht beschworen, die am Hofe der fränkischen Könige altherkömmlichen Bezeichnungen der verschiedenen Aemter mit neuen, von Constantinopel entlehnten vertauscht. Die kaiserlichen Kammerer heißen nun Vestiarier und Protovestiarier, die Kapellane Logotheten, der Kanzler Archilogothe. Der ganze Hof, sagt ein Geschichtschreiber, erscheint wie zu einem Maskenfeste aufgeputzt. Einst gab der Kaiser dem Bischof Luitprand von Cremona Audienz. Der Empfangssaal starrte aus Gold: am Throne ein goldener Baum, auf dessen Zweigen goldene Vögel, zur Seite des Thrones zwei goldene Löwen. Als der Bischof eintrat, begannen die Vögel zu singen, die Löwen zu brüllen. Dreimal mußte Luitprand mit dem Kopfe den Boden berühren; inzwischen stieg der Thron bis zur Decke des Saales, der Kaiser blühte majestätisch auf ihn herab, und — die Audienz war vorüber. Weder der Kaiser noch der Bischof hatten ein Wort gesprochen.

Der vom Orient ausgegangenen Idee der Versinnbildlichung einer überirdischen Gewalt der Herrscher lag die Absicht zu Grunde, das Volk in slavischem, ja abgöttischem Gehorsam zu halten. Man trieb sie bis ins Extrem, bis zu jenem Wachsgebilde auf dem Paradebette, nach dessen Befinden sich sogar die Ärzte erkundigten,

bis zu jenem Adler, der, aus dem Scheiterhaufen emporsteigend, die Himmelfahrt des Göttlichen vorstellen sollte!

Die deutschen Kaiser, zumal seit ihre wahre Höhe sank, suchten, in Nachahmung der Byzantiner, die von ihnen ausschließlich in Anspruch genommene Majestät, ihre alle Königs throne überragende Herrlichkeit nicht allein durch feierliches Gepränge vor dem Volke darzuthun, sondern selbst in einem Reichsgrundgesetz hinzustellen: der bekannten goldenen Bulle Karls IV. Das neue goldene Reichsiegel zeigte die Majestät mit allen Reichsinsignien angethan, auf dem Throne sitzend, unter Beifügung aller ihrer Wappen und Titel; auf dem Revers befand sich eine Ansicht Roms mit der Aufschrift: Aurea Roma (das goldene Rom) und der Unterschrift: Roma caput mundi regit orbis frena rotundi (Rom, das Haupt der Welt, lenkt die Zügel des Erdballes). Und doch hielt sich Karl IV. immer noch in gewissen Grenzen, so daß, als einst Jemand nach verschiedenen der pomphaftesten Bräsen ihn auch noch mit den Worten: „Allmächtiger des Himmels und der Erde“ anredete, er sich gemüßigt fühlte, dies mit dem Ausruf zurückzuweisen: „Es ist zu viel!“ Seine Nachfolger hätten das nicht mehr gethan.

Sie, und nach ihrem Beispiele dann auch die Höfe in Spanien, England und Frankreich, schufen jenes Hof-Ceremoniel voll steifer Würde und hochtrabender Grandezza, das für die Person des Herrschers einen Unterschied zwischen Göttern und Menschen nicht gelten ließ. Nur unter wiederholten Kniebeugungen, in genau vorgeschriebenen Entfernungen, und nachdem sie eine Reihe von 23 Zimmern durchschritten, durften dem Kaiser diejenigen nahen, welche überhaupt einer Audienz gewürdigt wurden; sogar die fremden Gesandten machten hiervon keine Ausnahme. Nicht einmal der Name des allerhöchsten Oberhauptes durfte bei öffentlichen Feierlichkeiten ausgesprochen werden ohne diese Kniebeugung nebst tiefer dreimaliger Verbeugung. Das war die sogenannte spanische Reverenz. Die russische Gefandtschaft, welche Czar Iwan, der Bruder und Vorgänger Peter's I., im Jahre 1687 an den deutschen Kaiserhof schickte, verweigerte freilich diese Reverenz hartnäckig, weil man drei Kniebeugungen nur der heiligen Dreifaltigkeit mache! Man mußte sie gewähren lassen. Der spanischen Reverenz stand gegenüber die französische Reverenz mit halber Verbeugung. Ihrer bediente sich der Kaiser als Erwiderung der ihm gemachten spanischen Reverenz, aber nur gegenüber fremden Gefandten und gegenüber den Kurfürsten; alle übrigen Staatspersonen, eingeborene und fremde, mußten sich mit seinem bloßen Kopfnicken begnügen. Knieend bedienten den Kaiser bei Tisch die höchsten Würdenträger des Hofes. Niemand außer der kaiserlichen Gemahlin und den kaiserlichen Kindern — und bei besonders feierlichen Gelegenheiten auch diese nicht — durfte an einer und derselben Tafel mit dem gesalbten Haupte der Christenheit Theil nehmen. Er speiste mit bedecktem Haupte; nur beim Tischgebet und wenn er die Gesundheit der Kaiserin trank, nahm er den Hut ab. Bedeckt ließ er sein Haupt auch vor den Gefandten, welche — der päpstliche Nuntius nicht ausgenommen — an der Tafel stehend, nicht sitzend, verweilten, sich aber zurückzogen, sobald der erste Trunk gethan. Doch ehe das geschähe, ehe überhaupt ein Teller in die Hände der kaiserlichen Majestät gelangen durfte, mußte er erst durch vierundzwanzig andere Hände gewandert sein. Wie gesagt, konnten nicht einmal fremde Fürsten, und wären sie von königlichem Range gewesen, der Ehre, mit dem Kaiser zu speisen, theilhaftig werden: in solchen Fällen wählte man dann den Ausweg, den hohen Gast „auf der Seite der Kaiserin“ einzuladen, nicht zu Mittag, nur zum Souper! Dort war das Ceremoniel weniger streng, dort konnte der Kaiser, ohne sich etwas zu vergeben, mit anderen Personen von erlauchter Geburt zusammen speisen und sprechen; Minister aber, wenn sie zugelassen wurden, mußten Cardinalstrang haben!

Die kaiserliche Gemahlin war von einem kaum weniger strengen Ceremoniel umgeben, als der Kaiser selbst. Auch sie erhielt beim Anfang, wie beim Schluß der Audienzen die spanische Reverenz. Ein Besuch des Kaisers ward ihr jedesmal durch den Oberhofmeister angekündigt. Sie empfing dann ihren Gemahl mit großer Feierlichkeit, umgeben von ihren Ehrendamen, an welche aber der Kaiser kein Wort richten durfte. Auch sie ward knieend bedient. Noch unter Maria Theresia mußte die Vorleserin ihr Amt knieend verrichten. Einer der letzten Könige Spaniens aus dem vorigen Jahrhundert spielte täglich L'hombre mit seinem Reichthater

und der Oberhofmeisterin: er saß im Lehnstuhl, letztere auf einem Tabouret, der geistliche Herr aber mußte knien!

So ängstlich war dieses Ceremoniel auf die künstliche Vergötterung der Person des Souverains gerichtet, daß es jede Verührung desselben mit gemeinen Sterblichen ausschloß und, wo sie durch Zufall dennoch Statt fand, streng ahndete. So wurden einem Fuhrmanne, der auf dem Felde gegen den Schmalkalbener Bund mit Kaiser Karl V., den er nicht kannte, aus Versehen handgemein geworden war, Nase und Ohren abgeschnitten. Der aber wußte sein Unglück zu verwerten, er zog durch Deutschland, sich für Geld sehen zu lassen, und die Welt staunte den wunderbaren Sterblichen an, dem es vergönnt gewesen, den unüberwindlichen großmächtigsten Kaiser zu schlagen. Als auf einer Saubath bei Preßburg Karl VI. ein angeschossener, auf ihn losstürmender Eber in Todesgefahr brachte, eilten zwei Jagdjunker zum Schutze des kaiserlichen Lebens herbei. Dieselben erhielten dann wegen „Verstoßes gegen die Etiquette“ vierzehn Tage Arrest! Die Gemahlin Philipp's III. von Spanien lief einst in der That Gefahr, von ihrem wild gewordenen Pferde zu Tode geschleift zu werden, weil bei Todesstrafe Niemand den Fuß der Königin berühren, d. h. hier: sie aus dem Steigbügel befreien durfte. Kaiser Leopold I. wollte nicht einmal auf dem Krankenlager sich zu einer Milderung der strengsten Etiquette bequemen.

Im umgekehrten Falle sollte aber auch die Majestät Niemand öffentlich nahen, Niemand berühren, als wo und wie das Gesetz genau es vorschrieb. Ludwig XIV. von Frankreich fiel freilich einst aus der Rolle, indem er beim Leber eine reizende junge Dame, welche nicht Anspruch machen konnte auf die großen Honneurs des Louvre, auf die Stirn küßte, worüber entsetzt die vorstellende Hofdame in höchster Erstaune ausrief: „Majestät, es ist ja keine Herzogin, nur eine Marquise!“ Ein andermal jedoch, in ungnädiger Laune, glaubte er, einen Brief, den eine Dame vor ihm verbarg, nur mit der Feuerzange sich nehmen zu dürfen.

Alles und Jedes, was die Majestät an den Tod und also an die eigene Sterblichkeit hätte erinnern können, mußte ihren Sinnen entzogen werden. Dies ging soweit, daß der Magistrat von Douay, als Karl V. die Stadt auf einer Straße passieren mußte, die an dem Hochgericht vorüberführte, einem Tages zuvor Gehentken noch schnell ein frisches „Dembé“ anziehen ließ.

Alle Handlungen und Verrichtungen des Herrschers waren durch die Etiquette nach Tageszeit und Stunde bemessen: so daß der König nur an gewissen Tagen seine Lusthäuser besuchen, nur an bestimmten Tagen beichten und communiciren, zur bestimmten Stunde zu Bette gehen durfte!

Als Philipp V. von Spanien sein Haupthaar verlor und einer Perrücke bedürftig war, gerieth der Hof in nicht geringe Verlegenheit. Der Fall war im Hof-Ceremoniel nicht vorgesehen. Es wurde eine Conferenz berufen, und beschlossen, zur Verhütung möglicher Zauberei die Perrückenmacher zu vereidigen und sie zu verpflichten, nur Haare von spanischen Granden zu nehmen. In Oesterreich ward die Perrücke kaiserliches Reservatrecht. Unter Leopold I. durfte außer der Majestät Niemand in der Hofburg mit Perrücke und Haarbeutel erscheinen; den Hofleuten war sie nur auf dem Lande, ausnahmsweise auch in Larenburg und der Favorite erlaubt.

Und wir Europäer blühten uns vermesen, über fremde Völker zu lachen? über jenen Tartarenchan, der nach eingekommenen Mahle von Pferdemeich und Pferdesfleisch seiner Umgebung die Erlaubniß zu ertheilen gerubte, nun auch zu tafeln; über Boulaboh, den König der Freundschaftsinseln, der nicht im Kapitän Cook's Kajüte eintreten wollte, indem er meinte: „Wie kann ich denn Leute über meinem Kopf herumtreten lassen?“, über jenen Negerkönig, der jeden Morgen seinem Bruder, der Sonne, die Tabakspfeife bietet und ihr den Weg anweist, den sie wandeln soll! „Wozu habt ihr Chinesen eigentlich den Kopf?“ fragte ein Sohn Alions den Sohn des Blumenreiches der Mitte, „ihr habt ja Nichts daran aufzuhängen?“ „Wozu tragt ihr hinten Knöpfe?“ war die treffende Antwort, „ihr habt ja Nichts damit zuzunäpfen?“

Wenn es bei der heiteren und humoristischen Seite dieser Pöps- und Knopfwissenschaft geblieben wäre! Aber zu welchen Aergernissen, Feindseligkeiten und Streitigkeiten hat sie nicht Anlaß gegeben!

Als Leopold I. noch nicht deutscher Kaiser war, — so erzählt der französische Gesandte Graf Grammont — besuchte ihn einst der Kurfürst von Mainz und bemerkte dabei, daß Leopold nur zwei Stufen, anstatt drei, die Treppe vom Thronhimmel herabgestiegen sei. Sofort blieb er an den Stufen des Thrones stehen und rührte sich nicht, bis man den König bestimmt hatte, noch eine Stufe hinabzusteigen. „So genau ist diese Nation darin, Nichts nachzulassen und keine Neuerungen in den einmal üblichen Ceremonien einzuführen.“ Indessen irrte der ehrenwerthe Graf gewaltig, wenn er diesen Pedantismus auf Deutschland beschränkte, denn gerade der glänzende, stolze Hof seines Monarchen, Ludwig's XIV., hatte am meisten dazu beigetragen, daß es nirgend anders war, selbst nicht einmal in der Türkei. Dorthin schickte einst Kaiser Leopold eine große Gesandtschaft von 354 Personen, mit dem Grafen Dettingen an der Spitze. Zu Salanternen erwartete ihn der türkische Vöschkaffer. Beide stiegen in einem Tempo vom Pferde, Graf Dettingen aber blieb — seine Altersschwäche war wohl Schuld daran — im Steigbügel hängen. Und nun hielten die Türken auch ihren Gesandten so lange hoch in der Luft, als der deutsche im Steigbügel zappelte. Das ging noch glimpflich ab. Anders bei der Gesandtschaft des Grafen Leslie 1665 nach Constantinopel, ein Jahr nach dem Siege bei St. Gotthard. Als der Graf Abschiedsaudienz beim Sultan hatte, und sein Begleiter, der kaiserliche Hofkriegsrath Meninger, sich wegen Alters und Podagra's nicht tief genug bücken konnte, wurde er von den Kapitschi-Baschas, den Cerailwachtern, dergestalt mit dem Kopfe wiederholt auf die Erde gestoßen, daß er mehrere Löcher in die Stirne bekam. Eßt kritisch — um noch ein anderes Beispiel davon zu geben, daß der Vorwurf Grammont's nicht bloß uns Deutsche trifft — war die Art, wie Marlborough als Gesandter der Königin Anna von England im Hauptquartier Karl's XII. zu Leipzig die Rangetiquette beobachtete. Er fuhr beim Grafen Piper vor, um eine Audienz vom Könige zu erbitten. Es hieß, der Graf habe eilige Geschäfte, und so sah der Dritte wohl eine halbe Stunde im Wagen. Endlich kam Piper, nun stieg Marlborough zwar aus, begrüßte Jenen aber nicht, sondern stellte sich ruhig neben seinen Wagen hin. Und erst, als genau wieder eine halbe Stunde verfloßen war, empfing er dann den Grafen Piper mit der größten Artigkeit. Auf Gegenseitigkeit kam eben, um Rang und Stand zu wahren, Alles an.

Als — so berichtet der bekannte Pusendorf — der oben schon erwähnte Gzar Iwan im Jahre 1687 nach Berlin einen Gesandten schickte, war der große Kurfürst gerade krank und wollte — als ein wahrhaft großer Mann über allen Formenram hinweg sehend — den Russen im Bette empfangen. Darauf aber begehrte der Moskowite, beim Empfange „auch in einem Bette zu liegen“ und zwar mit Kopfbedeckung und gestieft. Zum Glück wurde der Kurfürst wieder gesund und konnte den wunderlichen Gesellen sitzend empfangen. So ging es überall — bis ins Minutöse. Der kaiserliche Gesandte von Thüringen, der nur ein Auge hatte, wurde von einem General bewillkommnet, der gleichfalls einäugig war, und als König Friedrich II. den Obersten Camus, der nur einen

Arm hatte, nach Paris gesandt hatte, schickte man ihm von da aus einen Gesandten mit nur einem Fuße.

Das interessanteste Beispiel eifersüchtigen Rangablaufens, so wie zugleich der theils listigen, theils gewaltthätigen Mittel, die oft dabei in Anwendung kamen, liefert wohl der Gesandte des großen Kurfürsten in London, der bekannte Hospoet Johann von Besser. Es handelte sich darum, bei der Thronbesteigung Jacob's II. von England dem venetianischen Gesandten die Präcedenz abzugewinnen, weil der Kurfürst einer Republik den Vorrang nicht einräumen zu können glaubte.

Es kam zum Streit, welcher dahin beigelegt wurde, daß derjenige Gesandte zuerst das Wort erhalten solle, der am Empfangstage früher, als der andere, im königlichen Vorpaal anlangen würde.

Der venetianische Resident, Vignola, ein Schlaupkopf zwar auch, aber schon bejahrt, fuhr hierauf nach Hause, Besser jedoch blieb die ganze Nacht bei Hofe und empfing den nicht wenig überzuckerten Italiener, als kaum der Tag graute, im Vorzimmer. Demohnachtet erklärte Vignola, er werde den Vortritt behaupten; Besser warnte ihn. Als nun der Audienzsaal eröffnet war, traten beide Gesandte zugleich herein. Vignola war so klug, schon von weitem und weit eher mit der Rede anzufangen, als es Brauch war. Da brachte Besser, als sein leises Abmahlen vergeblich war, einen klüßlichen Griff aus seiner Fledt- und Ringkunst an, er packte, ohne das Gesicht von dem auf dem Throne sitzenden Könige abzuwenden, den Italiener mit solcher Behendigkeit und Stärke am Wams, daß er ihn einige Schritte hinter sich fortzuschleuderte und seine Rede mit dem besten Ansatze dicht vor dem Thron vollenden konnte, ehe Vignola sich auferafft und von seiner Ueberraschung erholt hatte. Der freilich erstaunte König und sein Hof vermochten doch nicht, Besser ihren Beifall für seine Entschlossenheit vorzuenthalten, und Vignola ward von Allen ausgelacht. Auch dem Kurfürsten gefiel der gelungene Streich sehr wohl, und unter seinem Nachfolger, dem ersten Könige, wurde Besser sogar Oberceremonienmeister!

So drastisch dieser Coup Besser's auch war, Originalität konnte er doch nicht beanspruchen. Die Geschichte kennt schon früher Beispiele davon, daß an die Stelle des diplomatischen Wortes die diplomatische Faust trat.

Auf dem Concil zu Constanz (1414) hatte der englische Gesandte, ein Mann von kleiner, wenig ansehnlicher Statur, im Generalconvente, der sich im Dome versammelte, den obersten Platz eingenommen. Nun trat der erste spanische Ambassadeur ein, Don Diego de Anaga, Erzbischof von Sevilla, ein stattlicher Prälat. Raum gewahrte sein Auge den Engländer, als er auf denselben zuschritt, ihn mit Gewalt vom Sitze hob und, ob er sich auch sträubte und dem Gegner nach dem Barte griff, in die leere Gruft einer Kapelle trug, worauf er an den zweiten spanischen Gesandten, den Oberhofmeister der Pagen, Don Diego Fernandes de Corboba, sich mit den Worten wendete: „Ich habe gethan, was ein Priester und Prälat thun kann, nun thut auch Ihr, Herr Collega, was ein spanischer Caballero thun soll.“ Unter den andern Mitgliedern des Concils aber erhob sich über diese Gewaltthat ein solcher Tumult, daß der Erzbischof sich in sein Quartier flüchten mußte.

Bei der Kaiserkrönung Karl's VI. kam es zu einem ärgerlichen Conflict zwischen dem Grafen Johann Ernst von Nassau-Weilburg, dem Erbauer des Schlosses Weilburg, und einem neuereiten kleinen Fürsten, der ihm in der Krönungsprocession vorangehen wollte. Der Graf sagte diesen bei den Ärmeln und schleuderte ihn zurück mit den Worten: „Apprenez, Monsieur, que des Princes comme vous, marchent après les Comtes comme moi!“

Derlei Collisionen von Rang- und Standesprivilegien machten überhaupt den Diplomaten des vorigen Jahrhunderts nicht wenig zu schaffen und stellten den Scharfsinn der Friedensvermittler mitunter auf harte Proben. Bei Unterzeichnung der Friedens-tractate zu Nimwegen (1678) durch den französischen und spanischen Gesandten, welche einander hartnäckig die Präcedenz bestritten, traf der holländische Vöschkaffer als Vermittler folgende Veranstaltung: Er beschied die beiden Gesandten in sein Quartier, wo Jedem von ihnen ein besonderes Gemach angewiesen wurde, das eine ganz wie das andere eingerichtet. Aus jedem dieser Gemächer führte eine Thür in das dazwischen liegende Verbindungszimmer. Hier stand genau in der Mitte ein Tisch mit Schreibzeug und Stühlen; auf beiden Seiten der Tafel lag eine Ausfertigung des Friedensinstrumentes. Der Vertreter Hollands begab sich nun zuerst in das mittlere Gemach und ließ die Parteien zur Unterschrift vorladen; beide Seitenthüren wurden gleichzeitig geöffnet, die beiden Ambassadeure traten mit gleichen Schritten ein und setzten sich zugleich nieder, sie unterzeichneten wechselweise die Documente und trennten sich wieder in derselben Ordnung. Beim Friedensschlusse zu Carlowitz zwischen Kaiser und Sultan (1699), der unter Vermittlung von England und Holland zu Stande kam, hatte man gar ein besonderes Conferenzhaus erbaut und in demselben für jede Gesandtschaft eine eigene Thür construiert; beim Ulrechter Frieden aber (1713) kamen die Gesandten des deutschen Kaisers, so wie Frankreichs, der Niederlande, Spaniens und Englands in einem runden Zelte zusammen, in welches für Jeden ein besonderer Eingang führte, und wo sie dann um einen runden Tisch saßen, was in keiner Weise präjudizirlich war.

Einen unerlöschlichen Anlaß zu Rang- und Etiquette-streitigkeiten boten die deutschen Reichs-, Hof- und Erbämter. Bei der Kaiserkrönung Ferdinand's IV. entstand Streit zwischen den Erzbischöfen von Mainz und Cöln über das Vorrecht, die bei der Krönung üblichen geistlichen Handlungen zu verrichten. Als der Kaiser zu Gunsten des ersteren entschied, reiste der Erzbischof von Cöln im Zorne ab, mit Zurücklassung einer Protestation, welche er dem Mainzer Erzbischof gerade während der feierlichen Handlung am Altare einhändigen ließ. Bei derselben Gelegenheit wurde der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz mit dem brandenburgischen Gesandten von Blumenthal wegen des Abnehmens und Aufnehmens der kaiserlichen Krone handgemein, und der zuschauende Kaiser mußte Zwei aus seinem Gefolge abschicken, um die Streitenden auseinander und auf ihre Sitze zurückzubringen. Doch nun suchten Beide sich durch die Usurpation anderer Krönungszeremonien zu entschuldigen, Beide zu ihrem Unglück. Der brandenburgische Gesandte machte dem Grafen von Hohenzollern das von diesem in Abwesenheit des Kurfürsten beanspruchte Recht des Sceptertragens streitig, mußte aber zu seinem nicht geringen Schmerze der dem Grafen günstigen Entscheidung des Kaisers weichen; der pfälzische Kurfürst suchte sich durch Verrichtung des ihm als Erzbischofmeister zufallenden Geschäftes, die Krönungsmünzen auszuwerfen, zu revanchiren, stürzte aber mit dem Pferde und wurde nur mit Mühe der Gefahr entzissen, im Volksgetümmel zertreten zu werden. Ähnliche Streitigkeiten wiederholten sich fast bei jeder Krönung.

Der Ceremonienstreitkeufel, so drückt sich ein deutscher Geschichtsschreiber aus, firkte den plumpen deutschen Hochmuth, wie ihn einst der Glaubensstreitkeufel gefirket hatte.

Litten doch selbst die Operationen im Felde, wo das Wohl und Wehe des Reiches auf dem Spiele stand, darunter! 1735, als Prinz Eugen zum letzten Male am Rhein commandirte, wollten die kaiserlichen Offiziere den reichsfürstlichen von gleichem Range ohne

Unterschied des Dienstalters vorgehen und standen von dieser Forderung nicht eher ab, als bis Preußen Miene machte, seine Truppen von der Reichsarmee ganz zurückzuziehen. Noch beim französischen Revolutionskrieg in den neunziger Jahren entspann sich der heftigste Streit zwischen dem Landgrafen von Hessen und dem Markgrafen von Bayreuth, weil keiner den linken, jeder den rechten Flügel commandiren wollte. Man einigte sich endlich dahin, von allem „links“ und „rechts“ abzusehen und die Abtheilungen heffisches und bayreuth'sches Corps zu tituliren. Der Herzog von Württemberg beglückwünschte beide Fürsten über diese scharfsinnige Auskunft und fragte: „Sie haben zwei Corps gemacht, können Sie nicht auch einen Kopf finden?“

Ganz insbesondere aber war es der deutsche Reichstag mit seinem altgothischen Ceremoniel, „diesem Potpourri des deutschen Pedantismus“, wie der an und für sich selbst übrigens sehr ceremonielle Herzog von Marlborough es nannte, welcher unsere nationale „Uneinigkeitstrankheit“ auch nach dieser Richtung hin in eclatanten Zügen offenbarte.

Ging doch die Bedanterie des Reichstages so weit, daß selbst bei den Angezeigten der Sitzungen der Rang- und Standesunterschied ängstlich gewahrt, und für den kaiserlichen Principal-Commissar ein halber Bogen, für die kurfürstlichen Comitial-Gesandten ein Blatt in groß Quart, für die fürstlichen eines in klein Quart, für die reichstädtischen endlich ein Octav-Blatt verwendet werden mußte! Nicht gering war der Triumph der Fürsten, als sie die Abschaffung der rothen Stühle durchgesetzt hatten, welche die Kurfürsten bei Gastmählern für sich beanspruchten, während die fürstlichen Gesandten auf grün ausgefлагenen Stühlen sitzen mußten. Da aber erschien ein kurfürstlicher Gesandter und warf seinen privilegierten rothen Mantel über den Sessel, so daß dieser nun das Aussehen eines roth ausgefлагenen hatte: nach der Auffassung der damaligen Diplomatenwelt ein Meisterstreich ersten Ranges, wie denn der betreffende Gesandte es also auch mit großer Selbstgefälligkeit an seinen Herrn berichtete. Noch einen zweiten Sieg feierten die Fürsten. Die kurfürstlichen Gesandten genossen des Vorrechtes, daß ihre Stühle auf den Teppich gestellt wurden, auf welchem der kaiserliche Principal-Commissar unter einem Baldachin saß. Den beharrlichen Anstrengungen der Fürsten gelang es aber, durchzusetzen, daß wenigstens die vorderen Füße ihrer Stühle auf den Franzen des Teppichs stehen durften! Der Reichsfriede war wieder hergestellt. Unmöglich aber konnten solche welterföhrende Erfolge ohne weitgreifende Wirkungen bleiben. Diese äußerten sich zunächst bei den Reichsgrafen, die nun sich anmaßen wollten, was nur den Fürsten gebührte, nämlich mit 6 Pferden zu fahren! Schon 1683 zerstückte sich über diese hochwichtige Sache ein sächsischer Landtag! 1711 kam es in Weimar zum Handgemenge darüber, daß man dem zur Visitation des Reichskammergerichts eintreffenden kaiserlichen Delegaten, der nur ein wettarauerischer Reichsgraf war, von der sechspännigen Staatskarosse zwei unberechtigte Gähle ausspannen wollte! Darob klagten die Reichsgrafen bei kaiserlicher Majestät.

Wegen des den Reichsgrafen vom Reichsfürstenstande beinträchtigten Fahrens mit 6 Pferden befinden Ihre Kaiserliche Majestät die Sache also gestaltet, daß Sie darüber Dero gnädigsten Entschluß noch nicht zu fassen vermögen, deren Wichtigkeit und vieler dabei waltenden Umstände halber ein und anderes vorher untersuchen, sodann erwägen und Ihre den pflichtmäßigen gehorsamsten Bericht und Gutachten darüber erstatten zu lassen ohnungsgänglich für nöthig erachteten.“

Also resolvirte — unter dem 15. September 1715 — Carolus VI., Allerunüberwindlichster, Großmächtigster deutscher Kayser, alzeit Mehrer des Reichs u. s. w. u. s. w.

Im Jahre 1790, bei der Krönung Kaiser Leopold's II., kam es zu einem förmlichen Reichsgrafenkriege über die Frage, wie die Schlüssel auf die Krönungs-Tafel getragen werden sollten. Nach reichsgeheimem Herkommen mußte die erste von einem Schwaben, die zweite von einem Wetterauer, die dritte von einem Franken und die vierte von einem Westphalen aufgetragen werden. Nach diesem Turnus aber hätte es sich getroffen, daß die 37. Schlüssel, die letzte, wieder einem schwäbischen Grafen zugefallen wäre. Aber die Schwaben hielten es ihrer Würde zuwider, die Letzten zu sein, und auch keiner der anderen Stände des Reichs wollte sich der 37. Schlüssel erbarmen. Das Einfachste wäre gewesen, sie wegzulassen. Das aber schlug die kaiserliche Hofküche ab, welches ihr auch gar nicht zu verdenken war, weil sie sich mit allen Schlüsselzetteln seit Kaiser Rudolph's Zeiten her über 37 Schlüssel, und nicht Eine weniger, auszuweisen vermochte. Da kam, gleich wie vom Himmel her, der geistreiche Einfall, aus dieser großen Schlüssel vier kleinere zu machen, deren letzte dann also wieder einem Westphalen zufiel!

Lange schon vor jenem Tage, an dem in Frankreich der „dritte Stand“, der vordem seinem Könige nur knieend nahen durfte, sich bedeckte, der Minister Roland mit rundem Hute und Bandschuhen zu Hofe ging, der erlassende Hofmarschall in Verzweiflung ausrief: „sans boucles, sans boucles!“, und Minister Dumouriez komisch hiezu seufzte: „Tout est perdu!“ — längst vor dieser Katastrophe war über den lächerlichen Formentram der Stab gebrochen. Geschiedte Regenten fanden es von jeher langweilig, den Galardot immer mitzuschleppen, und ihre Popularität gewann ihnen mehr Herzen, als ihre Unnahbarkeit. So Peter der Große, Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Friedrich der Große und Kaiser Joseph II. Ersterer verbot das Niederfallen vor ihm, allerdings in seiner Weise, bei Knutenstrafe. Bekannt ist, wie er am französischen Hofe in die Zimmer der kranken Maintenon brang, die Bett-Vorhänge auseinanderriß, sie anstarrte und mit so wenig Umständen wieder verließ, als er in der Danziger Kirche machte, allwo er dem regierenden Bürgermeister die Perrücke vom Kopfe nahm und sich selbst aufsetzte wegen der großen Kälte. Noch dramatischer aber muß seine Aufwartung bei Ludwig XV. gewesen sein. Er nahm den eifsbirgen, im großen Galackeide prangenden und mit Perrücke, Degen, Chapeau-bas und allen Orden geziereten Knaben sans façon auf den Arm und eilte mit ihm ins Audienz-Zimmer, zum Entsetzen aller Göttinge. Vielleicht der größte Verstoß gegen die Etiquette, den die Geschichte aufzuweisen hat! — Friedrich Wilhelm I., dessen Tabaks-Collegium wahrlich nicht zu Studient über das Hof-Ceremoniel geeignet war, liebte zwar feierliche Aufzüge und Gepränge, so daß er selbst beim Tode seiner Gemahlin darüber doch eine gewisse Freude empfand, daß er nun einmal ein „königlich feierliches Leidenbegängniß“ veranstalten konnte: aber alle Präcedenz- und Rangfreiheiten waren ihm zuwider. Ein Herr von Strümmke in Cleve beschwerte sich bei ihm, daß ein Herr von Babst, von jüngerem Adel, sich über ihn gesetzt habe — in der Kirche! Der König recribte: „Dieses seindt Dummheiten, in Berlin ist kein Rang, in Cleve auch keiner sein. Wenn Babst über mir sitzt in der Kirche, so bleibe doch, was ich bin, mein extraction bleibe allezeit.“ — Friedrich der Große hielt wohl auf Formen, aber nichts auf veraltete Gebräuche. Seinen Hofmarschall, den Grafen von Solms-Sonnenwalde, verwies er bei einem Präcedenzstreite durch ein noch erhaltenes Billet vom 23. Januar 1780 auf die Entscheidung Karl's V. in einem ähnlichen Streite zweier Hof-Damen: „que la plus folle entrerait la premiere.“

Am österreichischen Hofe warf Kaiser Joseph II., gleichwie das gesamte veraltete Staatswesen, auch das beengende Hof-Ceremoniell mit einem Ruck über den Haufen. Gleich in der ersten Staatsrathssitzung erschien er persönlich und zwar in Militäruniform. „Mein Oberhofmeister“, meinte er, „wird darüber in Ohnmacht fallen.“ Er besuchte seinen Minister Kaunitz zu Fuß, und da auf seine Annäherung dieser sagen ließ, er sei willkommen, aber er liege noch zu Bette, trat Joseph lächelnd ans Bett. In Versailles reichte er einst einer Dame den Arm, die sich selbst dieser Ehre nicht für würdig hielt. „La beauté est reine“, sagte Joseph und schritt mit ihr weiter. [2393]

Zur Zahn- und Mundpflege.

Von Dr. med. F. Hollaender.

(Schluß.)

Zu den Nahrungsmitteln, die den Zähnen schädlich sind und diese zur Caries disponiren, gehört zuerst der Zucker in allen seinen Gestalten, Bonbon, Honig etc. Man weiß, wie leicht der Zucker in saure Gährung übergeht, und wie diese Gährung umstimmend und verändernd auf die Mundfläße und durch diese auf die Zähne wirkt; wir sind demzufolge überzeugt, daß cariöse Milchzähne bei sonst gesunden Kindern nur dem häufigen Genuß dieses an sich vorzüglichsten Nahrungsmittels zuzuschreiben sind. Werden die Zähne der Kinder gleich nach dem Durchbruch cariös, so liegt die Schuld, abgesehen von angeborenen Dispositionen, meist an der mit Zucker verfehlten Milch in der Saugflasche, an dem schlecht gereinigten Gummi- oder Kautschuk-Ansatz der Flaschen und an dem mit zu viel Zucker, Honig etc. angemachten Breien, welche die Muttermilch ersetzen sollen. Es ist die Pflicht der Mutter (und Wärterin), die Saugflasche rein zu halten und jedesmal, nachdem sie dem Kinde zu trinken gereicht, den Mund desselben mit einem in lauwarmes Wasser getauchten Schwämmchen gründlich zu reinigen.

Von dem sogenannten Lutschtbeutel und seinen Nachtheilen brauche ich hier wohl nicht zu sprechen, denn aus den gebildeten Kreisen wenigstens ist dieses Gräuelf verbannt und wird nicht mehr zum Einschlafen der Kinder gebraucht.

Obige Regeln zur Gesundheitspflege des Mundes in der ersten Kindheit verbieten die größte Aufmerksamkeit. Jeder Arzt hat sich häufig genug von den Zufällen und Störungen überzeugen können, welche die Caries der Milchzähne mit sich führt. Man muß nicht vergessen, daß diese Zähne die Bestimmung haben, vom sechsten Monat nach der Geburt an bis zum 12. oder 13. Jahre, wo der letzte Milchzahn ausfällt, die Functionen des Beißen und Kauens zu verrichten.

Kinder im ersten Jugendalter sind also in dem Genuß des Zuckers so viel wie möglich einzuschränken, ja, der natürliche Zucker sei ihnen ganz verweigert, da derselbe, langsam schmelzend, länger im Munde bleibt, als süße Speisen und Getränke. Daraus, daß der Zucker ein wichtiges Nahrungsmittel und dem jugendlichen Alter beinahe unerlässlich ist, folgt selbstverständlich, daß derselbe aus der Kindernahrung nicht ganz gestrichen werden darf; nur vor dem Mißbrauch warnen wir und wiederholen außerdem die Mahnung, den Mund bei den Kindern besonders rein zu halten. Ebenso wie der Zucker sind die verschiedenen sauren Lebensmittel, die verschiedenen Früchte von zweifelhafter Reife, wie Citronen, Orangen, Äpfel, und gewisse Medicamente, wie die Säuren, Alaun etc., schädlich, falls nicht nach dem Genuß derselben der Mund und die Zähne auf das sorgfältigste gereinigt werden. Was die schädlichen Medicamente betrifft, so wäre es Sache des Arztes, den Patienten darauf aufmerksam zu machen oder gewisse Arzneien, z. B. den Alaun, durch andere, ebenso wirksame zu ersetzen.

Einen eigenthümlichen Einfluß üben die eisenhaltigen Arzneimittel auf die Zähne aus. Bekanntlich bildet das Eisen einen Bestandtheil des Blutes und wird deshalb in Krankheiten, die einen Mangel an Eisen im Blut voraussetzen lassen, vielfach, theils in Substanz, theils in Form stahlgaltiger Brunnen verordnet. Thatsache ist nun, daß viele Personen nach dem Gebrauche solcher Wasser so heftige Gesicht- oder Zahnschmerzen bekommen, daß sie den Gebrauch absetzen müssen. Einen direct schädlichen Einfluß jedoch auf die Zahnschmerzmittel entwickeln die Mineralwässer, wie verschiedene Versuche lehren, nicht. Es scheint vielmehr nur ein bisher unbeachtet gebliebener Krankheitsproceß im Zahn durch die gefäßerregende Wirkung der Cur, die auch Blutandrang zum Zahn (Pulpa) selber erzeugt, beschleunigt zu werden und so manchen anscheinend, aber auch nur anscheinend noch gesunden Zahn schneller zu vernichten.

Ein Fingerzeig, daß man es nie unterlassen soll, seine Zähne, selbst wenn sie noch so gesund erscheinen und niemals schmerzen, von Zeit zu Zeit durch einen gewissenhaften Arzt untersuchen zu lassen!

Was die Behandlung schon angegriffener Zähne betrifft, d. h. solcher Zähne, die bereits cariös geworden sind, so ist dieselbe im höchsten Grade einfach. Es muß vor Allem die Höhlung vollständig gereinigt, das heißt, jegliches kranke Stüchlein Zahnbein muß mit einem scharfen Instrumente sorgfältig entfernt werden. Die Deffnung wird dann sauber getrocknet und mit irgend einer Substanz luft- und wasserdicht ausgefüllt. Man verschafft dem Zahn dadurch nicht allein mehr Festigkeit, indem der mitunter vollständig ausgehöhlte Kern wieder Halt bekommt, sondern verhütet auch die verderblichen Wirkungen, welche der Zutritt der Luft, Mundflüssigkeiten und Speisereste auf hohle Zähne üben.

Zur Ausfüllung, oder wie man diese Operation noch immer fälschlich nennt, zum Plombiren eines cariösen Zahnes bedient man sich verschiedener Materialien — für die Vorderzähne meistens des Goldes, in Form von Blatt- oder Schwammgold, für Backen- und Mahlzähne irgend eines Amalgams oder der Gorré'schen Masse und für größere Deffnungen in den Mahlzähnen der Guttapercha.

Die Anwendung des Goldes zum Plombiren erfordert eine ziemlich Geschicklichkeit, ist jedoch keineswegs eine amerikanische Erfindung, sondern schon längst von deutschen, englischen und französischen Zahnärzten geübt worden. Gibt doch Gottlieb August Richter, ein deutscher Chirurg, bereits in seinen „Anfangsgründen der Wundarzneikunst“ (Göttingen 1800) ganz genau die Methode des Plombirens mit Gold an.

Man gebraucht das Gold zu Füllungen der Vorder- und Backenzähne und Mahlzähne, nicht etwa weil es einen dichteren Verschluß, als die jetzt sehr guten Amalgame gibt, sondern weil es stets seine Farbe behält, nicht oxydirt und außerdem hell durch den Zahn durchscheint, so daß man eine kleine Füllung fast gar nicht bemerkt.

Natürlich darf man nur bleibende Zähne mit Gold ausfüllen. Denn Milchzähne mit Gold vollzustopfen, hieße nicht allein den Zweck der Ausfüllung verfehlen, sondern dem Kinde auch den größten Schaden zufügen. Denn der Druck, den eine Goldplombe

erheischt, ist sowohl dem zarten Organismus des Kindes überhaupt schädlich, als auch geradezu verderbenbringend für den bleibenden Zahn, der in seinen Keimen und seiner Form schon unter und hinter dem Milchzahn entwickelt liegt. Will man einen Milchzahn durchaus füllen lassen, so wird höchstens eine weiche Guttaperchafüllung anzubringen sein.

Das Ausfüllen der Zähne, sei es mit Gold oder mit irgend einer anderen Masse, darf in keiner Weise schmerzhaft sein. Einen Zahn, der schmerzhaft oder entzündet ist, füllt man überhaupt nicht, und ist das Zahnbein beim Füllen empfindlich, so wird der Zahnarzt leicht Mittel finden, diese Empfindlichkeit abzustumpfen. Ferner darf beim Plombiren kein allzu heftiger Druck auf den Zahn selber ausgeübt werden, wie manche Amerikaner es thun, die so stark auf den betreffenden Zahn hämmern, daß sich mitunter nach kurzer Zeit eine Entzündung der Wurzelhaut des Zahnes einstellt, was bewirkt, daß schließlich der brillant plombirte Zahn ausgezogen werden muß. Und dies kommt ziemlich häufig vor, wobei manche der sogenannten american dentists ihren jammernden Patienten „kühl bis ans Herz hinan“ erklären, sie behandelten keine erkrankten Zähne oder hielten es unter ihrer Würde, einen solchen herauszunehmen.

Das Ausfüllen der Zähne und das einmalige Reinigen derselben durch den Zahnarzt genügt jedoch durchaus nicht zur Erhaltung der Zähne. Da in demselben Individuum trotz aller angewendeten Mittel häufig immer dieselben Ursachen zur Zahnverderbnis vorwalten, so wird man gut thun, selbst wenn man Mund und Zähne noch so gut reinigt, sich trotzdem von Zeit zu Zeit seinem Arzte vorzustellen. Man wird dies um so mehr und um so öfter thun müssen, da von allen Theilen des Körpers gerade das Innere des Mundes sich am wenigsten zur Selbstreinigung eignet. [2483]

Durchlaucht „Landsknecht“.

Haben Sie, verehrte Leserinnen, schon von einem Schöngest, von einem Dichter gehört, den man gemeinhin nur „den Landsknecht“ nennt oder vielmehr wohl nannte? Höchst wahrscheinlich nicht, oder wenn vielleicht von ihm gehört, so doch schwermüthig von seinen kühnen Bändchen eins in Händen gehabt. Und sollte es wirklich geschehen sein, so haben Sie wohl nicht gewußt, wer denn eigentlich dieser so sehr elegante, so sehr geistvolle, so sehr romantische „verabschiedete Landsknecht“ sei?

Zwanzig Jahre sind es ungefähr her, daß man namentlich in den Kreisen der österreichischen Aristokratie viel und lebhaft von ihm sprach. Anmuthige Damen, auf der Causeuse liegend, durchblätterten seine Schriften wie eine besonders werthvolle Spende der Literatur, die sie zu ihrem täglichen Genuß bestimmte. Alte und junge Cavaliere thaten dergleichen, die Einen lasen mit großer Neugier, die Anderen fesselte zunächst das Neuere der kleinen Bibliothek in elegantester Ausstattung. Auf jedem dieser Umschläge von feinem, starkem Papier fiel eine fest gezeichnete Vignette auf, die gleichsam auf den Inhalt des Bändchens vorzubereiten schien. Da sah man einen Landsknecht, der aber statt der Kriegswaffe die Feder führte; dann zeigte er sich im trostigen Zweikampf; dann wieder den vollen Krug in der Hand, neben sich eine Trommel und ein Stück Commisbüro darauf; ein viertes Bändchen stellte den Landsknecht als Guerilla dar, mit fest aufgesetzter Carlismütze, in beschürzter Pelzjacke, wie mitten im Lager nach bestandener Gefecht; dann wieder erschien er in selbstmüthiger Haltung, sein Gewehr labend, wie auf Vorposten. Und überall las man in zierlicher Schrift über der Vignette: „Aus den Papieren eines verabschiedeten Landsknechts.“ Und darunter: „Als Manuscript gedruckt. Wien 1844 (ff.).“

Auf einem anderen Titelbild, das vier sonst ganz ähnlich ausgestatteten Bändchen gemeinjam war, erblickte man einen Mann mit geistvollem Gesicht, fest umherschauend und eine Cigarre rauchend; ihm gegenüber wieder den Landsknecht, in einer Gartenlaube seine Pfeife schmauchend — als sollte diese Dampfentwicklung den Gegensatz zwischen neuer und alter Zeit, zwischen Modern und Antiquarisch darstellen. Und so neben dem Landsknecht der Humpen im Gegensatz zur Theetasse bei dem Cigarrenraucher. Dann in flüchtigem Umriß im Hintergrund ein Saphir, die Wüste durchreitend, und als Contrast daneben die Locomotive. Jener Vertreter der neuen Zeit sollte Gustav Kühne sein, Einer vom jungen Deutschland, dem auch ein Theil jenes Werkes gewidmet ist, das den Titel führt: „Antebiblische Biblische-Schnitzel von 1842 bis 1847.“

Wer aber war der Landsknecht selber, der sich schon in diesen allerliebsten Zeichnungen so viel auf sein Metier zu gute that, und der doch mit so feinen Manieren sich selbst damit den Platz außerhalb der lebendigen Gegenwart anwies? Ei, alle Welt in den aristokratischen Kreisen Oesterreichs, wo man seine eleganten Bändchen besaß oder von Hand zu Hand sich ließ, wußte es und sagte es sich: Der Fürst Friedrich von Schwarzenberg war der Landsknecht!

Ein seltsamer Herr mußte es wohl sein, das konnte man aus seinen Aufzeichnungen herauslesen; Erlebnisse aller Art wurden darin mit dem Humor eines Pickler-Mustau erzählt; geschichtliche Episoden, Kriegererinnerungen, Aphorismen, Lebensansichten, politische Glossen, Verse — alles Mögliche war in anmüthigem, fettem Durcheinander hier vertreten. Dieser Landsknecht hatte auf jedem Posten, den er sich ausgewählt, nachgedacht, wo er stand und was er wollte; er hatte überall mit sich Zwiepsprache gehalten und in seiner Muße seine Gedanken in Patronen gewickelt. Nun, fertig mit seinen Fabrikten, setzte sich der unsfeste Landsknecht, ein Romantiker ganz eigener Art, auf seinem Schlosse zur Ruhe, ließ die seine Gesellschaft über seine Erzählungen und Witzfinten sich amüsiren und dachte, da er nun mit der Welt fertig sei, könne die Welt auch nichts Interessantes mehr bieten.

Fürst Friedrich von Schwarzenberg wurde am 30. September 1800 in Wien geboren. Sein Vater war der Fürst Karl von Schwarzenberg, später österreichischer Feldmarschall, der bei Leipzig und während der Befreiungskriege seine Vorreiter erntete; die Mutter, eine geborene Gräfin von Hohenfeld und verwitwete Fürstin Esterhazy, starb hochbetagt erst nach der Revolution von 1848. Friedrich, ebenso wie seine Brüder, erhielt von früh an eine durchaus militärische Erziehung. Im Jahre 1810 war er mit seinem Vater in Paris, und Napoleon spielte auf einem Ball mit der Fingerring auf des Knaben Uniform. Die Tage des Wiener Congresses zeigten ihm den Czaren nebst allen anderen dort versammelten Monarchen und Bornehmen. Dann, 1816, trat der Jüngling als Cadet in das Ulanen-Regiment seines Vaters; 1818 wurde er Lieutenant und ein Jahr später Ordonanzoffizier des kommandirenden Generals in Ungarn, Erzherzogs Ferdinand d'Este, zu dem er in ein inniges Freundschaftsverhältnis trat.

Das eigentliche Landsknechtleben begann 1821 mit der Theilnahme an dem kriegerischen Zug der Oesterreicher nach Neapel.

Der junge Fürst verlangte nach Thaten, nach Abenteuern, und wie nun doch Alles so still in Europa war, spähte er, inzwischen zum Oberst avancirt, umher, wo es Gelegenheit zu Kreuz- und Querfahrten mit dem Schwerte gab. Da kam zuerst, 1830, der französische Krieg gegen Algier. Schwarzenberg machte ihn als Freiwilliger mit, war bei der Expedition nach Belida und kehrte dann, mit dem Kreuz der Ehrenlegion, nach Frankreich zurück, um eine Zeitlang sich der Muße hinzugeben und die Erinnerungen an den Spahrit in sein Tagebuch einzutragen. 1835 besuchte er den Orient, durchkreuzte dann Deutschland, Schweden, Norwegen, setzte sich eine Weile auf dem Felsen von Helgoland fest, um wieder zu skizziren, und als dann der Guerillakrieg in Spanien zur Bedeutung gelangte, zog er dorthin und ward Oberst im Stabe des Don Carlos. Genug Stoff bot sich ihm in diesen Abenteuern für seine interessanten „Fragmente eines Faccioso“. Zuletzt gefangen genommen, doch wieder freigelassen, kehrte er nach Oesterreich zurück, in die Nähe von Preßburg, um von Neuem die Feder zur Hand zu nehmen. Aber der alte Landsknecht-Geist lebte wieder auf, als im Jahre 1846 die Bauernunruhen in Galizien ausbrachen. Fürst Friedrich begab sich dorthin. Und so in Waffen finden wir ihn bald da, bald dort während der folgenden stürmischen Jahre. 1852 zog sich der endlich der Ruhe Bedürftige ins Privatleben zurück, bald in Wien, bald in Marienthal und in Wädern seinen Aufenthalt nehmend. Den städtischen Herrn mit dem schönen, militärischen Gesicht, das ein kräftiger, aufwärts gebogener Schnurrbart zierte, konnte man dann oft im Dienst der Damen begegnen, die er durch seine Galanterie zu fesseln verstand, wie er die Männer, ohne just viel nach ihrem Stand zu fragen, durch die Kernigkeit seines Urtheils, die Erzählungen seiner Erlebnisse und auch durch die springenden Paradoxe, in denen er, wie er darnach gelebt, zu denken liebte, aufs lebhafteste zu interessieren wußte. [2484]

Schmidt-Weissenfels.

Offizielle Mittheilungen

des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts.

Bericht über das Victoria-Stift, erstattet in der Generalversammlung 1869 von der Frau Gräfin Brodenburg.

Auf den Wunsch Ihrer Königlich-Hoheit der Frau Kronprinzessin von Preußen, der hohen Protectorin unseres Vereins, ist die Verwaltung und Ueberwachung des Victoria-Stiftes für Erzieherinnen in unsere Hände übergegangen, und überzeugt von der Wichtigkeit und den segensvollen Einflüssen dieses Instituts, übernehmen wir freudig die uns hieraus erwachsenden Pflichten und Arbeiten.

Den Tendenzen unseres Vereins entsprechend, mußte das Victoria-Stift unter unserer Verwaltung wesentliche Veränderungen erfahren, hauptsächlich die eine, daß jetzt nicht nur Erzieherinnen, sondern überhaupt Damen Aufnahme finden, welche, gut empfohlen, sich zu irgend einem Erwerbsberufe vorbereiten oder denselben schon ausüben. Zu diesem Zwecke überwiegt der Verein die directe Leitung des Victoria-Stiftes dem bereits seit Gründung unseres Vereines innerhalb desselben bestehenden Comité zum Schutz selbstständig beschäftigter Frauen, vorzugsweise durch Nachweisung von Kost und Wohnung. Innerhalb dieses größeren, aus Herren und Damen bestehenden Comité's, dessen Vorsitzender Herr Director Lehmann ist, bildet sich nun noch ein kleineres Damencomité, gewissermaßen zur häuslichen Leitung des Stiftes, zu welchem gehören: Frau Schepeler-Vette als Vorsitzende, Frau Weiß, welche überhaupt die Pflichten einer Hausmutter im Victoria-Stift als Ehrenamt erfüllt, Frau B. Lehmann, die als Vorsteherin des Arbeit-Nachweisungsbureau's zugleich die Meldungen für das Stift entgegennimmt, Frau Doctor Feig geb. Lehmann, Fräulein Hirsch und ich selber, die ich mit dem Amte der Cassenführung betraut bin.

19 Damen können in 14 Zimmern des Vereinshauses, Leipzigerstraße 92, in der dritten und vierten Etage Aufnahme finden, gegen eine Bezahlung von 3 Thlr. 22 Sgr. wöchentlich. Sie erhalten dafür eine vollständige und ausreichende Verpflegung und im Winter ihr Zimmer geheizt. Ein von allen Damen gemeinschaftlich zu benutzendes Conversationszimmer wird erwärmt und beleuchtet. Das Inventarium, Eigenthum des Stiftes, ist vollständig und reichlich vorhanden, und es braucht daher kein Stück von den Pensionärinnen dazu geliefert zu werden. Letztere müssen sich einer vom Comité entworfenen Hausordnung fügen, die ihnen bei der Aufnahme in das Stift eingesehen wird. Diejenigen, welche sich für diese Specialitäten interessieren, können ein Exemplar der betreffenden Hausordnung durch das Arbeit-Nachweisungsbureau erhalten.

Bei Organisation und Einrichtung des Stiftes ist man uns von den verschiedensten Seiten in liebenswürdigster Weise entgegengekommen. Wie bereits erwähnt, versteht Frau Weiß das mühevolle Amt der Hausmutter. Herr Doctor Feig hat in edelmüthiger Weise die ärztliche Behandlung der etwa im Stift erkrankenden Damen, ohne jegliches Honorar übernommen, und haben wir leider schon mehrfach Gelegenheit gehabt, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Der Pianofortefabrikant, Hoflieferant der Frau Kronprinzessin, Herr Dufrenoy, hat ein sehr gutes Pianino geschenkt, Herr Commerzienrath Jante hat die auf das Victoria-Stift bezüglichen Druckfachen unentgeltlich in seiner Officin anfertigen lassen, läßt dem Stift regelmäßig die in seinem Verlage erscheinende Romanzeitung zugehen und hat noch außerdem eine sehr gute und reichliche Auswahl von schönwissenschaftlichen Werken geschenkt. Ebenso Herr Dr. C. Ruch sämtliche von ihm verfaßte naturwissenschaftlichen Werke. An Zeitschriften geht uns unentgeltlich zu: Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, das Fremden- und Anzeigblatt, die Gartenlaube, das Magazin für die Literatur des Auslandes. Endlich hat Frau Fanny Vernalb-Stahr Bücher und Zeitschriften zur Verfügung gestellt.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht gestatten Sie mir noch, unsere Cassenverhältnisse zu berühren.

Wir übernehmen aus der bisherigen Cassa des Victoria-Stiftes 980 Thlr. 27 Sgr. 6 Pf.; an einmaligen Beiträgen, in Folge einer von uns ergangenen Aufforderung, gingen uns zu: 272 Thlr. 20 Sgr. Im Ganzen hatten wir also über die Summe von 1253 Thlr. 17 Sgr. 6 Pf. zu verfügen, womit wir das neu angeschaffte Inventarium zum Theil bezahlt haben. Es bleibt noch eine Schuld von 500 Thlrn. zu tilgen, und soll hierauf der Erlös eines zum Besten unseres Stiftes zu arrangirenden Concertes verwendet werden. Wir zahlen an Miete für die Localitäten des Stiftes 800 Thlr. jährlich, exclusive der Kosten für Wasser und Gas und exclusive der Miethsteuer, an Lohn und Verpflegungsgeldern dem Dienstmädchen 132 Thlr., für Heizung ungefähr 140 Thlr. Die Pensionärinnen werden aus der Damenrestauration, welche sich

parterre in demselben Hause befindet, beköstigt, und bezahlen wir an diese für jede Dame täglich 10 Egr.

Im letzten Quartal des Jahres 1868 war das Verhältnis der Einnahmen und Ausgaben zu einander folgendermaßen:

In Pensionsgeldern der Stiftdamen gingen ein vom 1. October 1868 bis 4. Januar 1869: 794 Thlr. 1 Egr., wozu noch kamen: 25 Thlr. als Geschenk der Frau Kronprinzessin zum Weihnachtsbaum und 31 Thlr. als vierteljährlicher Betrag der jährlichen Beiträge; Summa 850 Thlr. 1 Egr. Sämmtliche Ausgaben beliefen sich auf 861 Thlr. 5 Egr. 9 Pf., mithin fehlten: 11 Thlr. 4 Egr. 9 Pf.

Im ersten Quartal des Jahres 1869 betrugen die Pensionsgelder der Stiftdamen:

806 Thlr. 15 Egr. 11 Pf. Dazu wiederum 31 Thlr. Zuschuß aus den jährlichen Beiträgen, ergibt die Summe von 837 Thlr. 15 Egr. 11 Pf. Die sämmtlichen Ausgaben beliefen sich auf 845 Thlr. 20 Egr. 9 Pf.; es fehlten demnach wieder: 8 Thlr. 4 Egr. 10 Pf. [2487]

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid mit Doppelrock und hoher Taille aus lila Mozambique, Garnitur aus gefalteten Frisuren desselben Stoffes, gleichfarbigen Grosgrain-Rüschen, Gürtel und Schleife aus Grosgrain-Band.

Figur 2. Kleid mit hoher Taille und weiten Ärmeln aus forinthsarbener Serge, mit Frisuren aus gleichfarbigem Taffet und gebogenen Sergestreifen garnirt, welche mit Taffet eingefast sind.

Figur 3. Jupon aus blau- und schwarzcarriertem Tartan, unten in Vogen ausgeschnitten und mit blauem Sammet eingefast. Doppelrock und hohe Taille aus blauer Popeline. Beide Röcke sind gezackt und mit schwarzem Sammet eingefast, der obere Rock ist gerafft; Gürtel und Schleife vom Stoff der Robe. Hut aus schwarzer Spitze.

Figur 5. Kleid mit hoher Taille aus sandfarbenem Taffet, Tunique und Niedertaille aus Taffet in bunfterer Nuance, mit gleichfarbigen Franzen und Atlasröllchen besetzt.

Figur 5. Kleid mit Doppelrock aus grauem Wollenvelours, beide Röcke sind in Vogen ausgeschnitten, mit fuchsiarothem Grosgrain eingefast, mit gleichfarbigen Schrägstreifen und großen Schleifen desselben Stoffes garnirt. Aehnliche, einen runden Kragen imitirende Garnitur auf der Taille. [21,983]

Charade.

Die ersten Zwei sind ein Gemüse,
Die Dritte such' in Adam Kiese;
Das Ganze ist nie dagewesen,
Trotzdem du Viel von ihm gelesen.

[2497]

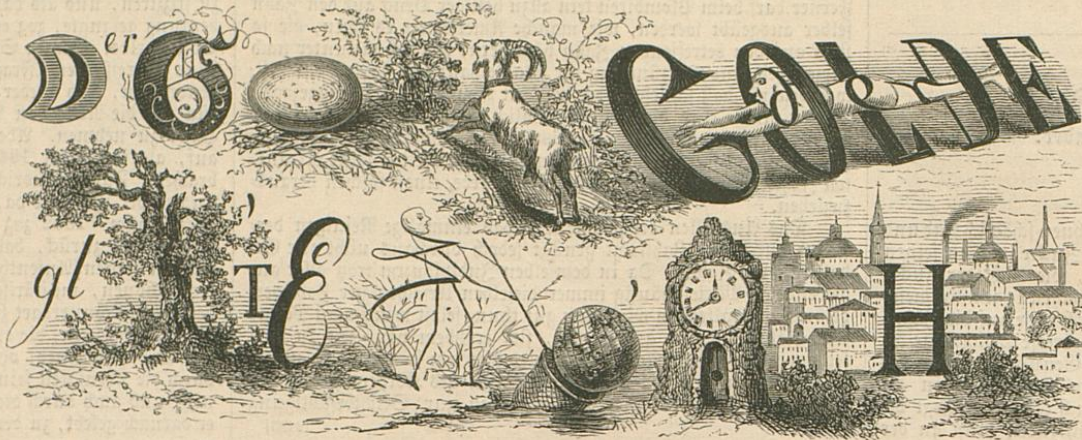
Auflösung des Rebus Seite 280.

Thoren durchblättern das Buch des Lebens flüchtig,
Weise lesen es mit Bedacht."

Auflösung des Räthfels Seite 280.

"In Muth — Amuth."

Rebus.



Correspondenz.

Herrn L. W. in Gothenburg und B. L. in W. Die Flecke, welche Sie als Laugenflecke in weißer Tischwäsche bezeichnen, sind wahrscheinlich Azeersflecke, entständen durch die mit halbverbranntem Holz gemischten Waschwässer. Man entfernt solche Flecke am besten dadurch, daß man die Wäsche lagenweise in einer oft gebrauchten Waschlauge (womöglich von Tannenholz, nicht von Eichenholz) ausbreitet, pulverisirte Weinsäure auf jede Lage aufstreut, dann mit heißem Wasser bis zur Durchfeuchtung übergießt und 24 bis 48 Stunden stehen läßt. Dann spült man die Wäsche in weichem Wasser aus. — Die von uns beschriebenen Cataract-Waschlauge finden den allgemeinen Beifall. Die Preise derselben in dem Magazin von C. Gohs, Berlin, Hausvogtelplatz 12, sind folgende: Töpfe von verzinktem Eisenblech von 1, resp. 2, 3, 3½, 4 oder 5 Eimer Wasser Inhalt kosten 2½, resp. 5, 6, 7, 8, 10 Thaler, in Kupfer gearbeitet kosten die Töpfe 6, resp. 10, 12, 14, 17, 22 Thaler.

Francesca. Arsenikesser sind allerdings in Niederösterreich, Steiermark, Salzburg und Tyrol ziemlich verbreitet. Dieselben nehmen weißen Arsenik, sogenannten Hüttenrauch (provinziell Hider, Hedri), wöchentlich einige Mal nüchtern ein und steigen, mit sehr kleinen Dosen beginnend, bis zu 4 Gran. Die Wirkung kann nicht bezweifelt werden, sie zeigt sich in frischem Aussehen, Wohlbeleibtheit und größerer Ausdauer bei Anstrengungen, besonders beim Ersteigen der Berge. Aber der Arsenikesser ist auch an den Gebrauch des Arseniks gebunden; versäumt er, ihn zu nehmen, so zeigen sich alle Symptome einer chronischen Arsenikvergiftung, und diese treten auch nach Jahren fortwährenden Genußes auf. — Um die übermäßige Röthe der Wangen dauernd verschwinden zu machen, ist ein unschädliches Mittel uns nicht bekannt.

Hr. A. P. in B. Um Mantelvelours, der vom Eisengedrückt wurde, sein ursprüngliches Aussehen wiedergeben, befeuchtet man die Rückseite desselben und zieht sie dann über ein heißes Plättchen. Die gedrückten Fäden richten sich dann wieder auf.

Eine alte Abonnentin. Flecke, die durch Brühen von reinem Tischzeug in einem neuen, eigenen Kasse entstanden sind, zeigen sich allerdings gegen Eau de Javelle unempfindlich, sie verschwinden dagegen in 1 bis 2 Tagen, wenn man das Zeug ausbreitet, mit pulverisirter Weinsäure

bestreut, mit heißem Wasser durchfeuchtet und während der angegebenen Zeit feucht erhält. Die Weinsäure greift die Leinwandfaser durchaus nicht an.

Abonnentin in M. Der Kochapparat „Cordon bleu“ kostet 10 Thlr. Ein alter Abonnent in S. Die neuerdings von Paris zu uns gekommene Methode der sogenannten „chemischen Fleckenreinigung“ ist zweifellos vortrefflich; wenn Sie keinen Erfolg nach Anwendung derselben sehen, so liegt dies wahrscheinlich darin, daß Ihre Anforderungen zu hoch gespannt waren. Durch jene Methode lassen sich zwar Fett, Schmutz, Harz und ähnliche Flecke entfernen, nicht aber sehr viele andere Flecke, namentlich nicht solche, die Veranlassung gaben, daß auch die Farbe des Stoffes oder dieser selbst angegriffen worden. In den meisten Fällen kann die Möglichkeit der Fleckenreinigung wohl von vorne herein von der Fleckenreinigungsanstalt beurtheilt werden, eine reelle Ansicht wird daher die Reinigung ablehnen, wo eine solche voraussichtlich nicht möglich ist. Wir werden die genannte Ansicht unsern Lesern nicht mehr empfehlen, falls Sie uns den Beweis führen, daß Ihre Vermuthungen richtig sind.

Eine unerfahrene Hausfrau. Stoffflecke entfernt man am besten aus der Leinwand, ohne dieser selbst zu schaden, durch eine zweckentsprechende Behandlung mit Eau de Javelle. Die Einwirkung auf die vergilbten Stellen darf nur kurze Zeit geschehen, und ist ein nachträgliches sorgfältiges Auswaschen und Nachspülen der behandelten Stelle ein unerlässliches Erforderniß.

C. W. M. M. Eine billige Masse zum Ausgießen der Holzkasten einer Schmetterlingsammlung, welche zum Festhalten der Nadeln dient, erhalten Sie durch Zusammenschmelzen von 4 Theilen gelbem Wachs und 1 Theil Talg; statt des gelben Wachses können Sie auch das billigere japanische Pflanzwachs nehmen.

Hr. Valerie B. in B. Die von Ihnen geschickten Ausflüge im Gesicht werden dem Gebrauche von Schwefelwasser oder Schwefelcampherseife weichen. In hartnäckigen Fällen betupft man die geröthete Hautstelle täglich mit einer Auflösung von Jinkvitriol (1 bis 2 Quentchen auf 1

Pfund Wasser); natürlich muß daneben auch die ganze Haut richtig gepflegt werden.

Eine Abonnentin in W., C. v. R. Das Säckchen mit dem Wachs dient zum Verreiben des Bügelleisens, wenn während des Bügelns sich Stärke an demselben ansetzt.

Hr. M. B. in L. Bei J. Sie haben ganz recht daran gethan, medicinische Seife als täglich anzuwendendes Mittel zum Putzen der Zähne zu gebrauchen. Wirkliche medicinische Seife (aus der Apotheke) oder echte Marseille (venetianische) Seife greifen dabei die Schleimhaut des Mundes nicht an. Das übermanganfarbene Kali darf nicht gleichzeitig mit der Seife gebraucht werden; ersteres zerstört, auch in der verdünnten Lösung angewendet, jeden übeln Geruch, also auch die Ursache desselben, die Garies der Zähne. Die Chamäleonmischung (der „chemische Hausfreund“ Ed. Grüne's, Berlin, Französischer Strasse) enthält überwiegend übermanganfarbnes Kali, ihre Auflösung schmeckt nicht so unangenehm, als die des reinen Kalifalzes, hat auch den Vortheil, das lose Zahnfleisch zu befestigen.

Hr. Betti Th. Durch die „Psilothron“ genannte Harzmischung (Berlin bei G. Baum, Friedrichstr. 57), deren Anwendung wir auf Seite 46 (Correspondenz unter Hr. L. S.) erklärten, wird das Herausnehmen der Haare auf völlig schmerzlose Weise bewerkstelligt.

Junge Klavierspielerin in B. Als ein besonders wirksames Frostmittel, welches auch im Sommer die Röhre und das Jucken der Hautstellen verschwinden macht, wird folgende Mischung empfohlen: 1 Theil Opiumtinctur, 1 Th. Saccharin, 8 Th. Salpetermineral (Spiritus nitricus-aethereus). Man bestreicht damit die Froststellen vor dem Schlafengehen. Ein anderes, neueres Frostmittel, welches ebenfalls mit Erfolg, auch bei offenen Frostbeulen angewendet sein soll, besteht aus einer Lösung von 1 Th. Tannin (Gerbsäure) in 3 bis 4 Th. Glycerin. Beide Frostmittel läßt man vom Apotheker anfertigen.

Hr. A. A. in G. Als einzig wirksames Verfahren, Erdbeeren für den Winter frisch zu erhalten, würden wir vorschlagen, dieselben in einer gut verschlossenen Conservebüchse mit Zucker bestreut, zwischen Eis verpackt (in einem Eiskeller) aufzubewahren.

Frau Marie D. t. Sie finden die gewünschten Schnittmuster in der vorigen Arbeitsnummer.

Hr. D. G. in C. Vorlagen und Schnittmuster zu Jäckchen brachte der Bazar auch in diesem Jahrgange schon zu wiederholten Malen.

